

*Puchkirchen am Trattberg*  
*im*  
*Zweiten Weltkrieg (1939 - 1945)*



**Eine kleine Gemeindeggeschichte**  
**anlässlich**  
**70 Jahre Kriegsende 2015**

Verfasser: **Josef Kaltenbrunner**

„Wer sich nicht seiner Vergangenheit erinnert, ist verurteilt, sie zu wiederholen“ (George Santayana)

## 1945 – 2015: 70 Jahre seit dem Ende des 2. Weltkrieges

Vor 70 Jahren – also 1945 – ist der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen. Für die meisten von uns ist dies nur mehr Geschichte, die wir aus den Medien oder vielleicht aus den Erzählungen der Eltern oder Großeltern kennen. Fast alle Männer, die aus Puchkirchen stammten und als Soldaten der Deutschen Wehrmacht in den Krieg ziehen mussten, sind entweder gefallen, vermisst oder nach ihrer Heimkehr in der Zwischenzeit verstorben – mit drei Ausnahmen: **Anton Schmidmair** (geboren 1922), **Gottlieb Redlinger-Pohn** (geboren 1926) und **Anton Kinast** (geboren 1927). Die Möglichkeit, mit ihnen über ihre Erlebnisse an der Front zu sprechen, war der Ausgangspunkt für diese Darstellung der Auswirkungen des Krieges auf Puchkirchen. Allerdings wurde aus der ursprünglichen Idee, ihre Kriegserinnerungen nach 70 Jahren zu veröffentlichen, eine kleine Geschichte unserer Gemeinde zwischen 1938, dem Jahr des „Anschlusses“ an Hitler-Deutschland, und 1945, dem Jahr des Zusammenbruches des nationalsozialistischen Deutschland und der Befreiung durch die alliierten Truppen.

Dem Ende der (Ersten) Republik Österreich am 13. März 1938 folgte die – keineswegs demokratische - Volksabstimmung im April mit fast 100 Prozent Zustimmung zum „Anschluss“. Adolf Hitler setzte bald seine Expansionspolitik fort, ehe am 1. September 1939 Polen überfallen wurde, was den Beginn des Zweiten Weltkrieges bedeutete. Nach erfolgreichen „Blitzkriegen“ brachte der Angriff auf Stalins Sowjetunion 1941 eine unvorstellbare Katastrophe, die auch viele Puchkirchner Soldaten ihr Leben kostete. Hitlers verbrecherisches Ziel, Europa zu beherrschen, die Juden und andere Bevölkerungsgruppen systematisch zu vernichten bzw. zu versklaven, führte zum bis dahin schrecklichsten Krieg der Weltgeschichte mit rund 60 Millionen Toten, massenhaft Verwundeten, zahllosen Flüchtlingen und beispiellosen Zerstörungen. Er dauerte bis zum 8. Mai 1945 – erst dann war das „Tausendjährige Reich“ besiegt. In Österreich folgten der Befreiung vor allem durch Soldaten der Sowjetunion, der Vereinigten Staaten und Großbritanniens die Gründung der Zweiten Republik und zehn Jahre

Besatzung durch die Siegermächte, wobei mit dem Wiederaufbau bald das „Wirtschaftswunder“ der 50er- und 60er-Jahre einherging. In Puchkirchen stand während der Kriegszeit natürlich das Bangen um das Leben der als Soldaten eingezogenen Männer im Vordergrund, von welchen immer mehr – insgesamt 38 - nicht mehr zurückkehrten, wobei sie auch als Arbeitskräfte fehlten. Allmählich kamen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus den eroberten Gebieten auf die Höfe, um die Männer zu ersetzen – über sie Näheres zu erfahren war meist nicht mehr möglich. Auch sie hatten ihre Heimat verlassen müssen und dabei oft noch Glück, von den Nazis am Leben gelassen worden zu sein.

(Das lange Zeit bestehende Kriegerdenkmal für die namentlich angeführten gefallenen und vermissten Soldaten der beiden Weltkriege war im Jahr 1953 an der Südseite der Pfarrkirche errichtet worden; die Tafeln befinden sich heute im Dorfmuseum. Das neu gestaltete Denkmal für sämtliche Opfer der Kriege und anderer Ereignisse ist am Eingang zur Aufbahnhalle situiert.)

Natürlich spürten alle den erbarmungslosen Druck der Hitler-Diktatur – wie man damit umging, führte noch viele Jahre nach Kriegsende zu kontroversiellen Diskussionen und auch zu Schuldzuweisungen. Darüber zu reden, fällt manchen heute noch schwer, sich darüber eine Meinung zu bilden, bleibt jedem Einzelnen überlassen. Hatten viele während des Krieges wenig Mitleid mit den von den Nationalsozialisten Verfolgten oder gar mit dem „Feind“, so zeigten sie sich bald doch wieder von ihrer menschlichen Seite, wenn sie Flüchtlinge aufnahmen, deren Vertreibung ebenfalls ein Ergebnis der menschenverachtenden Politik Hitlers war. Man kam nun auch mit amerikanischen Soldaten in Kontakt, mit denen man vergleichsweise ohnehin das beste Los gezogen hatte, sah erstmals „Schwarze“ und versuchte das Geschehene zu vergessen. Die wirtschaftliche Lage blieb prekär, bis zum Jahr 1950 gab es Lebensmittelkarten für Grundnahrungsmittel. Trotzdem schaffte die Kriegsgeneration einen unmöglich scheinenden Aufschwung, der den meisten der Nachkriegsgeneration ohne ihr Zutun einen noch nie dagewesenen Wohlstand brachte.

## 1. DAS LEBEN AN DER FRONT

### 1. 1 Berichte der drei noch lebenden Kriegsteilnehmer

#### 1. 1. 1 Anton Schmidmair



Anton Schmidmair war keine zwanzig Jahre alt, als er – trotz seiner Tätigkeit in der WTK Ampflwang – im Februar 1942 zur Deutschen Wehrmacht eingezogen wurde. Nach

einer kurzen Ausbildung kam er nach Frankreich, das vom nationalsozialistischen Deutschland seit Mitte 1940 besetzt war, und auch nach Belgien. Sein „Glück“, wie er sagt, war die Tatsache, dass er einen Führerschein besaß. Er war zwar zur Infanterie eingezogen worden, wurde aber als Fahrer an der Front eingesetzt, was natürlich auch alles andere als ungefährlich war. Um ein Haar wäre er in die furchtbare Schlacht anlässlich der alliierten Invasion im Juni 1944 geraten, wenn er nicht knapp zuvor von seinem Posten in Nordfrankreich abgezogen worden wäre. Noch einmal befand er sich in großer Gefahr, als er später auf einer Fahrt mit seinem Vorgesetzten ganz nahe an die sowjetische Front in Deutschland geriet und gerade noch rechtzeitig gewarnt wurde. Auch die Versuche der Nationalsozialisten, England mit der berüchtigten V2-Waffe anzugreifen, erlebte Anton Schmidmair fast hautnah mit.

Mit Kriegsende kam Herr Schmidmair nur mit viel Glück nicht in sowjetische, sondern in amerikanische Kriegsgefangenschaft nach Gorleben in Norddeutschland (bekannt heute durch das Atommülllager). Doch auch bei den Amerikanern und später den Briten war die Verpflegung zunächst äußerst mangelhaft. Er profitierte jedoch davon, dass er als Beruf Maurer und Landwirt angeben konnte, sodass er

zur Arbeit eingeteilt und besser ernährt wurde. Während schließlich viele Österreicher in die Gefangenschaft nach Ostfriesland verfrachtet wurden, gelang es ihm, am 28. August 1945 provisorisch entlassen zu werden. Obwohl das noch nicht die Rückkehr nach Österreich bedeutete, wagte er mit einigen Kameraden die Flucht auf Lastkraftwagen und schließlich mit der Bahn. Nach ungefähr zehn Tagen schafften sie es auf diese Weise bis nach Hause. Mehr als 3 ½ Monate nach Kriegsende war er wieder bei seiner Familie, die mehr als ein Jahr keine Nachricht von ihm erhalten hatte.

Besonders bemerkenswert: Während eines Fronturlaubes 1943 legte Anton Schmidmair seine Gesellenprüfung als Maurer ab – dass er dazu die Energie hatte, scheint uns heute fast unglaublich.

#### 1. 1. 2 Gottlieb Redlinger-Pohn

Gottlieb Redlinger-Pohn war noch nicht einmal siebzehn Jahre alt, als er im September 1943 zur Deutschen Wehrmacht eingezogen wurde. Nach einigen Wochen „Ausbildung“ ging es nach Südfrankreich, und zwar an die Grenze zu Spanien, ehe er nach gefährlichen Nachtfahrten in Lastkraftwagen und Zügen Richtung Norden in die Normandie musste. Dort bereiteten die Westalliierten - also vor allem Briten und US-Amerikaner – mit einer Unzahl von Kriegsschiffen und Flugzeugen die Landung vor, um die Deutsche Wehrmacht auch vom Westen angreifen zu können – im Osten drang ja die Rote Armee Stalins gegen Deutschland vor. Herr Redlinger-Pohn war einer von den deutschen Soldaten, welche die am 6. Juni 1944 geplante und auch durchgeführte Landung des „Feindes“ verhindern sollten. Wochenlang zogen sich die schrecklichen Kämpfe hin, ehe am Ende mehr als 50.000 alliierte Soldaten und ca. 200.000 deutsche Soldaten ihr Leben verloren. Dass er während der Schlacht um die Stadt Caen in Gefangenschaft geriet und nicht wie die meisten anderen getötet wurde, verdankte er einem grausamen Zufall: Ein neben ihm kämpfender Kamerad aus Gmunden hatte einen Granatsplitter abbekommen und verblutete, während er durch denselben Granateneinschlag sein Maschinengewehr verlor und damit glücklicherweise kampfunfähig wurde. Seit diesem 16. Juli 1944 galt er als vermisst, was in

einem Schreiben der Kompanieführung Redlinger-Pohns Eltern mitgeteilt wurde. Dieses Schreiben war jedoch so abgefasst, dass man davon ausgehen musste, dass er im Kampf umgekommen war. Man kann sich vorstellen, wie groß die Erleichterung der Eltern war, als ihr Sohn bald darauf brieflich mitteilen konnte, dass er sich in britischer Gefangenschaft befand – zunächst im schottischen Glasgow, von wo er in die USA gebracht werden sollte. Schließlich jedoch verblieb er in Großbritannien und arbeitete als Kriegsgefangener unter anderem auf Farmen in der Nähe von London. Erst im Sommer 1946 kam er – noch immer keine 20 Jahre alt – nach Puchkirchen zurück.

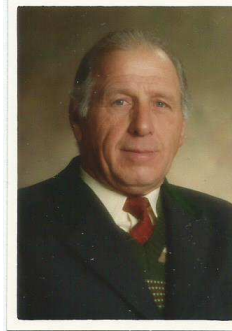


Gottlieb Redlinger-Pohn ging – abgesehen von der bereits geschilderten Situation – zweimal knapp am Tod vorbei, als ihn jeweils Granatsplitter am Hals bzw. am Helm trafen. Wie sehr ihn die Ereignisse in der Normandie bis heute beschäftigen, zeigt die Tatsache, dass er im August 2014 – fast 88-jährig - anlässlich des 70. Jahrestages der alliierten Invasion in der Normandie eine Reise ins ehemalige Kampfgebiet unternahm und sich noch einmal die schrecklichen Vorkommnisse ins Gedächtnis rief. Das Foto zeigt Herrn Redlinger-Pohn am Eingang zu einer Gedenkstätte auf dem Gelände des ehemaligen Kampfgebietes.

### 1. 1. 3 Anton Kinast

Anton Kinast musste im Alter von etwas mehr als siebzehneinhalb Jahren Ende Oktober 1944 zum Reichsarbeitsdienst nach Schardenberg (Wallfahrtsort bei Schärding) einrücken, wo er zufällig auf seinen Bruder Alois traf, der sogar mehr als ein Jahr jünger war als er. (Bei Kriegsende floh Alois aus der Tschechoslowakei nach Österreich, um nicht in sowjetische Kriegsge-

fangenschaft zu geraten.) Nach einer Art vormilitärischer Schulung erhielt er im tschechischen Iglau eine kurze militärische Ausbildung, ehe er



nach Deutschland geschickt wurde, wo er in München den ersten amerikanischen Fliegerangriff erlebte. Dass er die folgende Eisenbahnfahrt nach Bamberg unbeschadet überstand, grenzt fast an

ein Wunder, da der Waggon hinter demjenigen, in welchem er sich befand, von US-Fliegern beschossen und völlig zerstört wurde. Ähnlich knapp überlebte Herr Kinast einen Artillerieangriff der Amerikaner auf ein Kloster, in welchem er sich gerade mit seiner Truppe aufhielt, und als Wachesoldat bei einer Panzersperre. Daraufhin – am 19. April 1945 - geriet er in die Kriegsgefangenschaft der Amerikaner und wurde auf der Kühlerhaube eines Jeeps abtransportiert. Bevor er in einem Bahnhofsgebäude eingesperrt wurde und mehrere Tage nichts zu essen erhielt, hatte er einen kräftigen Fußtritt bekommen, was die Unsicherheit und Angst vor der Zukunft noch weiter verstärkte.

Was Herrn Kinast nun erwartete, waren beinahe 2 ½ Jahre voll Demütigung und Entbehrung, in welchen er keine einzige Nacht in einem Bett verbringen konnte, manchmal nur sitzend auf einem Betonboden „schliefe“, nie auch nur annähernd genug zu essen hatte, schwere Arbeit vor allem im Wald verrichten musste oder zur lebensgefährlichen Minensuche eingeteilt war. Zusammen mit rund hundert Kameraden auf der Ladefläche eines Lastwagens überquerten sie den Rhein auf einer wackeligen Notbrücke bei Mainz und wurden ins Gefangenenlager Bad Kreuznach gebracht, wo die Versorgung am allerschlechtesten war und die Nächte auch bei Regenwetter vier Monate lang im Freien verbracht werden mussten. Dass Herr Kinast dabei stark abmagerte, überrascht nicht. Gott sei Dank erkrankte er im Gegensatz zu zahlreichen Mithäftlingen nie. Noch dazu war das Lager den Franzosen übergeben worden, was die Ernährungssituation noch verschlimmerte, da Frankreich nach jahrelanger deutscher Besatzung selbst schwer in Mitleiden-

schaft gezogen war. Nur einmal war ihm erlaubt, eine Karte nach Hause zu schicken, und mehrmals wurde er mit gefangenen Kameraden an einen anderen Ort verlegt, bis er schließlich über den Elsass bzw. Straßburg und Paris nach Chartres gelangte, wo ein großes Entlassungslager für deutsche Kriegsgefangene bestand. (Die Stadt ist bis heute berühmt für ihre großartige gotische Kathedrale Notre Dame.) Von hier aus erfolgten 21 Transporte österreichischer Soldaten zurück in ihre Heimat – Herr Kinast musste bis zum 20. warten, ehe er Anfang September 1947 endlich an die Reihe kam. Ein besonderes Erlebnis für ihn bedeutete es, als er dort knapp vor seinem lang ersehnten Abschied aus der Kriegsgefangenschaft Herrn Alois Hemetsberger aus Puchkirchen traf, der sich bis zum 21. und letzten Transport

gedulden musste und erst einige Monate später völlig abgemagert nach Hause kam. Wie groß der Zusammenhalt unter den Gefangenen war, zeigt auch der Umstand, dass Herr Kinast einigen sudetendeutschen Kameraden, die nicht in ihre Heimat, die Tschechoslowakei, zurückkehren konnten, gleichsam zu sich nach Brandstatt einlud, wo einer davon vier Jahre verbrachte. Und wie nahe Glück und Unglück beisammen lagen, wurde ihm klar, als ihr Transport die deutsche Stadt Mainz erreichte, wo Frauen sie, die Geretteten, mit Blumen empfingen, gleichzeitig aber ihnen Fotos von ihren vermissten Ehemännern, Vätern und Söhnen entgegenstreckten, um vielleicht zu erfahren, ob die Heimkehrenden etwas von ihnen wüssten.

Ich danke Herrn Schmidmair, Herrn Redlinger-Pohn und Herrn Kinast dafür, dass sie sich viel Zeit genommen haben, ruhig, sachlich und ohne spürbare Verbitterung Momente der schrecklichsten Jahre ihres damals noch so jungen Lebens zu schildern, und wünsche ihnen weiterhin geistige Frische und viel Gesundheit.

## 1. 2 Bewegende schriftliche Kriegserinnerungen

### 1. 2. 1 Josef Schick

Josef Schick (geboren 1923, gestorben 2001) war ein so genannter „Spätheimkehrer“. Er kam erst am 17. Dezember 1947 – also mehr als 2 ½ Jahre nach Kriegsende - aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft nach Hause zurück. Viele Jahre danach hat er auf acht maschineschriebenen Seiten seine Erinnerungen festgehalten.

Schick blickte auf sechs Weihnachtsfeste und auch auf einschneidende Ereignisse dazwischen zurück, und zwar von 1942 bis 1947. Erst das letzte Fest konnte er zu Hause verbringen.

1942 befand sich Schick mit seiner schon stark dezimierten Einheit im Kaukasusgebiet an der Ostfront, die Lage war völlig aussichtslos, trotzdem mussten sich er und seine Kameraden von den Vorgesetzten noch immer das Gerede vom „Endsieg“ anhören. Natürlich bedeuteten die an der Front improvisierten Weihnachtsfeiern besondere emotionale Momente für die Soldaten, die sehnsüchtig an die Heimat und

ihre Familien dachten. Mitte 1943 erhielt er die traurige Nachricht, dass seine Mutter gestorben war. Fünf ihrer Söhne waren im Krieg, der sechste – Karl – war als Kriegsinvalide nach Hause zurückgekehrt. Daher wurde Josef Schick Urlaub versprochen, doch dazu kam es leider nicht. Seine Kompanie war längst auseinandergefallen und er geriet in Gefangenschaft. Den zweiwöchigen Marsch ins Gefangenenlager schildert er so:

*„14 Tage gab es keinen Bissen Brot. Wir aßen nur das, was wir neben der Straße fanden: Obst, Weintrauben, Maiskolben und Tomaten. Es gab natürlich keine warme Suppe. Trinken mussten wir das Wasser vom Straßengraben. Die Russen hatten uns bei der Gefangennahme alles abgenommen [...] Nun dienten uns Stoffetzen, mit Schnüren an den Füßen gebunden, als Fußbekleidung. Wir mussten täglich bei 30 und 40 km marschieren [...] Die Kranken und Verwundeten und die mit Fieber... blieben zurück [...]“*

Jene, welche zusammenbrachen, wurden erschossen. Die, welche es bis ins Lager geschafft hatten, wurden schließlich in Viehwaggons in den Ural abtransportiert. Nach

sechs Wochen Fahrt wartete die zermürbende Arbeit in einem Magnesitbergwerk, vorübergehend in einem Kupfer- und sogar in einem Asbestbergwerk. Viele verloren ihren Lebenswillen, besonders als sie erfuhren, dass der Krieg am 8. Mai 1945 eigentlich zu Ende war, sie aber trotzdem vor Hunger, Krankheit, Erfrierungen und Heimweh völlig geschwächt waren und weiterhin schwerste Arbeit verrichten mussten. Auch Schick erlitt Erfrierungen und magerte auf ein Gewicht unter fünfzig Kilo ab, sodass er zur „Erholung“ auf einer Kolchose arbeiten „durfte“.

Ein besonderes Erlebnis bedeutete es für Schick, als er im August 1947 erstmals Post von daheim erhielt und erfuhr, dass alle seine Brüder den Krieg überlebt hatten. Erstmals wurde er auch nach Namen und Heimatadresse gefragt und ärztlich untersucht. All das gab ihm Hoffnung. Tatsächlich wurde er am 1. November aus der Gefangenschaft entlassen und im Zug über Sverdlovsk (heute wieder Jekaterinburg), Moskau, Warschau, Bukarest und Budapest nach Wien gebracht, wo er nach einer endlos langen Fahrt am 17. Dezember ankam. Schließlich erreichte er mit der Kohlebahn die Staudachmühle. Alle, die ihn wieder in Puchkirchen begrüßten, wussten nicht, ob sie lachen oder weinen sollten. Und zu Weihnachten 1947 – so schreibt Schick – „war alles schön“.

## **1. 2. 2 Franz Hemetsberger**

Auch Franz Hemetsberger (geboren 1911, gestorben 2008) fasste schriftlich zusammen, was er im Krieg durchgemacht hatte. Er erhielt am 20. August 1941, im Alter von 30 Jahren, die Einberufung zur Deutschen Wehrmacht, wurde drei Wochen oberflächlich ausgebildet und sogleich nach Wilna in Litauen transportiert. Von dort marschierte seine Einheit 2000 Kilometer zu Fuß Richtung Moskau, wo am 6. Dezember 1941 der Vormarsch von den sowjetischen Truppen gestoppt wurde. Der russische Winter mit 40 Grad Kälte setzte den Soldaten arg zu. Später erzählte er:

*„Nur der Nächstenliebe russischer Frauen habe ich es zu verdanken, dass ich heute noch gesunde Finger habe. Sie haben mir als Österreicher in selbstloser Weise die zerrissenen Wollfäustlinge repariert. Sie sagten, sie*

*haben auch Männer und Söhne im Krieg, und hoffen, dass ihnen auch jemand hilft.“*

Nach dem zweiten Russlandwinter war Hemetsbergers Einheit total erschöpft und suchte für ein paar Augenblicke Schutz in einer verlassenem Hütte. Plötzlich schlug ganz in der Nähe eine Granate ein, ein Splitter durchschlug die Hüttenwand und drang in Hemetsbergers Rücken ein. Er schilderte diese entscheidenden Momente so:

*„Ich schrie auf und rang nach Luft. Der Einschuss in meinem Rücken behinderte meine Atmung. Mein Kamerad Alois Hebedinger aus Timelkam war Sanitäter. Er verband notdürftig meine Wunde und ich wurde mit einem Schlitten zum Hauptverbandsplatz gezogen. (Beim selben Angriff rettete Hebedinger auch dem ehemaligen Bundespräsidenten Rudolf Kirchschläger das Leben.) Ich hatte Todesangst! Ich betete in dieser Verlassenheit und Verzweiflung zu unserem Herrgott: Lass mich bitte nicht in Russland sterben! Meine Bitte wurde erhört.“*

Hemetsberger wurde in einem Lazarettzug nach Regensburg in Bayern überstellt. Dort glaubte man nicht mehr, dass er die nächste Nacht überleben würde. Während der Operation entfernte man einen Liter Eiter aus seiner Wunde. „Gott, die Ärzte, Schwestern und sein Überlebenswille“ machten es möglich, dass er nach fünf Monaten nach Vöcklabruck transportiert werden konnte und schließlich mit dem Leben davonkam. Er blieb allerdings sein Leben lang von der Verwundung gezeichnet.

## **1. 3 Das Kriegsende aus der Sicht der Rot-Kreuz-Schwester Franziska Redlinger-Pohn**

Franziska Redlinger-Pohn (Schwester von Gottlieb Redlinger-Pohn) wurde 1923 als „Pointlertochter“ geboren. Da sie sich zur Landwirtschaft ganz und gar nicht hingezogen fühlte, wollte sie studieren und Missionsschwester werden. Sie erhielt Anfang 1944 eine kurze Ausbildung zur Rot-Kreuz-Schwester und meldete sich freiwillig an die Front. In Prag, von den Deutschen besetzt, arbeitete sie in einem Kriegerlazarett, von wo sie als Österreicherin nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen Anfang Mai 1945 in ein

Gefangenenlager auf dem Laurenziberg im Westen der Stadt kam. Dass sie im Gegensatz zu vielen anderen Frauen im Lager nicht in die Gewalt der Soldaten der Roten Armee fiel, verdankt sie einer „Fügung“, wie sie heute sagt, und zwar dem spontanen Einfall, dem auf sie

einstürmenden Soldaten, gleichsam als Notlüge, das abschreckende Wort „Infektion“ entgegenzurufen, worauf dieser von ihr abließ. So gelang es ihr, die Zeit im Lager hinter sich zu bringen und am 17. Juli 1945 nach Hause zurückkehren zu können.

Frau Redlinger-Pohn, die nicht mehr in Puchkirchen lebt, beteuert, sie habe jahrelang über ihre Ängste, die sie damals ausgestanden hatte, nicht sprechen können. Wir wünschen ihr weiterhin alles Gute.

## **2. DIE GEFALLENEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES**

38 gefallene oder vermisste – fast ausschließlich junge (Durchschnittsalter: 25 ½ Jahre) – Männer lautete für Puchkirchen die schreckliche Bilanz nach mehr als 5 ½ Jahren Krieg. Nach dem damaligen, rundum verlogenen Sprachgebrauch starben sie den „Heldentod für Führer, Volk und Vaterland“ in „getreuester Pflichterfüllung“ und waren „in Ausübung der höchsten Pflicht“ den „vom Schicksal vorgezeichneten Weg“ gegangen. Weitab von der Heimat wurden sie sogar als Verteidiger des Vaterlandes bezeichnet. Es dauerte viele Jahre, bis auch bei uns, vor allem von Seiten der Kameradschaftsbünde, endlich die Überzeugung aufkam, dass sie nicht Helden, sondern Opfer waren, die von Hitler und seinen Helfern in einen schonungslosen Angriffs- und Vernichtungskrieg geschickt worden waren. Daher ist es für uns heute unvorstellbar, wie schwer die Nachrichten vom Tod der Söhne an der Front die Familien zu Hause getroffen haben müssen, wobei fünf Familien im Ort jeweils zwei Mitglieder verloren:

- Gehmayr in Berg 113
- Kaltenbrunner/Schuster in Staudach 28
- Kinast/Unterer Wirt in Puchkirchen 2
- Röbl/Jakob in Wallern 49
- Seiringer/Holzmann in Gschwandt 91

Zwei Familien beklagten den Tod von sogar drei Söhnen:

- Von der Familie Böckl/Schmiedmüller in Mühlberg 117 waren alle fünf Söhne im Krieg, drei kehrten nicht mehr nach Hause zurück. Auf dem Totenbild des Ältesten von ihnen, Anton Böckl, der im Alter von 32 Jahren sein Leben lassen musste, wurde der Tod gleichsam als von Gott vorherbestimmt dargestellt:

*„Nun ruh‘ in fremder Erd‘ mich aus / Und bin in Gottes Vaterhaus. / Weiß nichts vom Krieg und Erdenleid / Und bin von jeder Sorg‘ befreit. / Drum tröstet Euch Mutter und Geschwister daran. / Was Gott tut, das ist wohlgetan.“*

- Wie die Familie Rager/Geiger-Aberl in Pichl 79, die alle drei Söhne im Krieg verlor, mit diesen Schlägen fertig werden konnte, scheint uns heute völlig rätselhaft. Schließlich blieb der Älteste von ihnen, Johann Rager, der Familie als letzte Hoffnung, weil er zunächst den Krieg überlebte, dann aber auf der Insel Korsika in französische Kriegsgefangenschaft geriet und als Kranker in ein Lazarett nach Algerien (Nordafrika) gebracht wurde. Dort verstarb er jedoch im 24. Lebensjahr am 26. September 1945. Ein Kamerad aus Wien, der mit ihm im Lazarett gewesen war, schilderte in einem Brief an die Angehörigen im Juni 1946 den Leidensweg ihres Sohnes. Johann Rager war abgemagert und anscheinend von Fieber, Durchfall und Wasser in den Beinen sehr geschwächt, sodass er nicht mehr zu retten war. *„Möge Ihnen unser Herrgott zu dieser schweren Bürde die nötige Kraft geben“*, versuchte der ehemalige Kamerad die Familie zu trösten. Der ganze Schmerz der Angehörigen drückte sich auf dem Totenbild aus:

*„Ach es ist kaum zu fassen, / Daß Du nicht mehr kehrst zurück, / So jung mußst Du Dein Leben lassen / zerstört ist unser ganzes Glück, / Du warst so gut, Du starbst so früh, / Du warst uns alles, wir vergessen Deiner nie.“*

Johann Rager liegt in einem algerischen Friedhof begraben, welcher 1986 eingeweiht und in den er umgebettet wurde. Frau Maria Wimmer (+), Johann Ragers Schwester, erhielt zu diesem Ereignis sogar eine Reiseeinladung

des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

1944 war Franz Rager, der jüngste der drei Brüder, im Alter von etwas mehr als 18 Jahren in der Sowjetunion gefallen, während Anton Rager bereits zwei Jahre zuvor in der Schlacht um Stalingrad den „Soldatentod“ erlitten hatte. Das Schreiben des Kompaniechefs an die Eltern kurz vor Weihnachten 1942 mutet fast wie Hohn an: „Möge die Gewissheit, dass Ihr treuer Sohn

*sein Leben für die Größe und den Bestand von Volk und Führer und Reich hingegeben hat, Ihnen ein Trost in den schweren Stunden und Leid sein, das Sie getroffen hat“.*

Als erster Puchkirchner war Josef Schlager, Obmannsohn in der Roith, sogleich am ersten Tag des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 in der Nähe der heutigen westukrainischen Stadt Lemberg gefallen. Er war 29 Jahre alt geworden.

Name	Adresse	geboren	gefallen/gestorben (g.) / vermisst (v.)	gefallen/gestorben/vermisst in
Rudolf Bachinger	Bogner in Berg 119	24. März 1926	v. Jänner 1945	Warka/Weichselbrückenkopf (Polen)
Anton Binder	Schuster/Staufferhäusl in Puchkirchen 111	7. Dezember 1922	g. 18. Jänner 1944	Torre Murchia / Italien
Alois Böckl	Schmiedmüller in Mühlberg 17	28. August 1920	v. Sept. 1945 (1951 für tot erklärt)	Sowjetunion
Anton Böckl	Schmiedmüller in Mühlberg 17	21. Februar 1911	g. 26. August 1943	Lipnica (Sowjetunion/Russland)
Roman Böckl	Schmiedmüller in Mühlberg 17	9. August 1914	v. 30. April 1945 (1951 für tot erklärt)	Italien
Alois Dickinger	Kubinger in Pichl 68	14. Februar 1915	g. 23. September 1943	Tarasivka bei Uman' (Sowjetunion/Ukraine)
Johann Dickinger	Schuhjodl in Pichl 71	15. Juni 1917	g. 9. Februar 1942	Wiesbaden (Deutschland)
Alois Erhard	Gunst in Berg 118	9. November 1901	v. Juni 1944	Sowjetunion
Josef Gattinger	Mühlberg 135	12. Jänner 1920	g. 26. Juni 1941	Baranoviči (Sowjetunion/Weißrusl.)
Ernst Gehmayr	Berg 113	31. Oktober 1926	g. 10. Juni 1945	Ostpreußen / Russland
Franz Gehmayr	Berg 113	2. Dezember 1923	g. 20. September 1944	Mook a. d. Maas (Niederlande)
Josef Gradinger	Bachhauser in Grubholz 59	23. Februar 1915	g. 26. Juni 1942	Dunevo (Sowjetunion / Russland)
Johann Hager	Grabner in Hub 107	31. Oktober 1913	g. 1. Juni 1944	Palestrina (Italien)
Johann Hüttmayr	Pohn in Ach 37	19. Juni 1923	g. 22. Februar 1945	Sowjetunion
Albert Kaiser	Weber in Gschwandt 89	16. Jänner 1925	v. Jänner 1945	Sowjetunion
Franz Kaltenbrunner	Schuster in Staudach 28	12. Oktober 1910	v. 31. 1. 1945 (1956 für tot erklärt)	Polen/Sowjetunion
Klemens Kaltenbrunner	Schuster in Staudach 28	27. Juli 1913	g. 17. März 1943	Usoža, Brjansk (Sowjetunion/Russland)
Anton Kinast	Unterer Wirt in Puchkirchen 2	16. August 1918	g. 13. Juli 1942	El-Alamein (Ägypten)
Josef Kinast	Unterer Wirt in Puchkirchen 2	12. April 1914	g. 28. August 1943	Pivovar (Sowjetunion/Russland)
Josef Kinast	Christoni in Mairigen 99	24. Dezember 1905	v. 25. Mai 1944; (1954 für tot erklärt)	Berlin (Deutschland)



Franz Mittermayr	Samer in Berg 129	19. Juli 1919	g. 7. April 1945	Wien (Österreich)
Franz Neumayr	Staudachmühle in Staudach 31	13. April 1923	g. 27. Dezember 1942	Kriničnaja, Voronež (Sowjetunion /Russl.)
Karl Neuwirth	Pichl 77	24. März 1915	g. 6. August 1941	Holovanivs'k, Kirovohrad (Sowjetunion/Ukraine)
Franz Ortner	Pichl 80	17. Dezember 1910	v. 28. März 1945 (1956 für tot erklärt)	Adria (Italien)
Dominik Pohn	Huizl in Wallern 51	29. August 1924	g. 26. Juli 1943	Mustovo, Leningrad (Sowjetunion/Russland)
Karl Pohn	Hacklbäu Berg 113	2. Oktober 1921	g. 8. August 1941	Uman' (Sowjetunion/Ukraine)
Anton Rager	Geiger-Aberl in Pichl 79	5. August 1923	g. 12. Dezember 1942	Sowjetunion
Franz Rager	Geiger-Aberl in Pichl 79	6. April 1926	g. 2. August 1944	Sowjetunion
Johann Rager	Geiger-Aberl in Pichl 79	21. August 1922	g. 26. September 1945	Ducros-Blida (Algerien)
Friedrich Röbl	Jakob in Wallern 49	9. Juni 1914	g. 11. Februar 1942	Bezzabotivka, Donec'k (Sowjetunion/Ukraine)
Ludwig Röbl	Jakob in Wallern 49	17. August 1919	g. 7. Dezember 1944	Sanko (Tschechoslowakei)
Josef Schlager	Bauer in Hendorf 64 / Obmann in Roith 45	4. September 1912	g. 22. Juni 1941	Tenjatys'ka, Potelyč, L'viv (Sowjetunion/Ukraine)
Alois Seiringer	Holzmann in Gschwandt 91	21. Juni 1916	g. 31. Jänner 1942	Deutschland
Johann Seiringer	Holzmann in Gschwandt 91	5. April 1914	g. 21. Juli 1941	Dubiniec (Polen)
Anton Starzinger	Schön in Pichl 75	6. Februar 1909	v. 31. Jänner 1942 (1962 für tot erklärt)	Sowjetunion
Johann Stehrer	Pointmann in Mairigen 94	24. Mai 1923	g. 23. März 1943	Smolensk (Sowjetunion/Russland)
Alois Waldhör	Waleder in Roith 48	17. Mai 1920	g. 23. Dezember 1941	Orel (Sowjetunion/Russland)
Alois Ziegl	Albert in Grubholz 60	19. Februar 1908	v. 11. Jänner 1945 (1961 für tot erklärt)	Warschau/Narew Brückenkopf (Polen)

### 3. KRIEGSINVALIDE

Am härtesten vom Schicksal getroffen wurde - wie schon erwähnt – Josef Schicks Bruder **Karl Schick**, 20 Jahre alt, der im Dezember 1942 während des Feldzuges gegen die Sowjetunion einen Schuss gegen die Hüfte abbekommen hatte und bei minus 40 Grad die Nacht in einem Heustadel gelegen war. Die Erfrierungen führten dazu, dass er mehrere Amputationen an beiden Beinen und beiden Händen über sich ergehen lassen musste, und zwar ohne Narkose, nur mit Schnaps als „Betäubungsmittel“. Fast 1 ½ Jahre verbrachte er im Lazarett, ehe er im März 1944 nach Hause entlassen wurde.



Karoline Stehrer, die ein Schulkind war und in der Nachbarschaft wohnte, erinnert sich noch

heute, wie Karl Schick auf einem Leiterwagen von Timelkam heim nach Puchkirchen gebracht wurde. Dass er trotz dieser schrecklichen Verwundungen und häufig auftretender Phantomschmerzen das Leben so gut meisterte, kann nicht genug gewürdigt werden, noch dazu da er auch am Gemeinde- und Pfarrleben besonders aktiv teilnahm und stets humorvoll dabei blieb. Mit Johann Hemetsberger, der bei einem Bergwerksunfall in den 50er-Jahren sein Augenlicht verloren hatte, bildete er eine Art Schicksalsgemeinschaft, wobei er ihm zwei- bis dreimal pro Woche vorlas.

Auch **Anton Krichbaum**, der vor kurzem verstorben ist, kehrte als 70-prozentiger Kriegsinvalid nach Hause zurück. Ende 1944 hatte ihm eine Explosion in Ungarn schwere Brandwunden zugefügt, sodass er schon fast als hoffnungsloser Fall eingestuft wurde. Zeit seines Lebens litt er unter seiner Verwundung. Dass er trotzdem stets einer geregelten Arbeit nachging und darüber hinaus als besonders arbeitsam galt, zeigt, dass er über eine ungewöhnliche Willensstärke verfügte.

Ebenfalls vom Krieg gezeichnet war beispielsweise der auch schon verstorbene Landwirt **Johann Gschwandtner**, welcher eine Beinprothese tragen musste, aber seine Arbeit im Stall und auf dem Feld wie jeder Gesunde verrichtete.

#### **4. ALLTAGSLEBEN IN PUCHKIRCHEN WÄHREND DES KRIEGES**

Im Folgenden soll gezeigt werden, wie sich der „Anschluss“ an das Großdeutsche Reich am 13. März 1938 und besonders die folgenden Kriegsjahre auf das Dorfleben ausgewirkt haben.

##### **4. 1 Gemeindepolitik**

Als am Vormittag des 12. März 1938 deutsche Flugzeuge auch über Puchkirchen flogen und Flugzettel mit nationalsozialistischer Anschlusspropaganda abwarfen, war allen klar, dass Veränderungen von großer Tragweite im Gange waren. In Puchkirchen musste – wie in allen übrigen Gemeinden – der bisherige Bürgermeister Josef Seiringer, der nur drei Jahre diese Funktion innegehabt hatte, sein Amt niederlegen. Es wurde ein neuer Gemeindevorstand mit Josef Pohn als

Bürgermeister und den „Beigeordneten“ Karl Brunbauer, Martin Kasper und Anton Krichbaum sowie fünf weiteren Gemeinderäten gebildet. 1943 übernahm Johann Fürtbauer das Bürgermeisteramt.

Der „Anschluss“ fand – wie überall in Österreich – auch in Puchkirchen seine glühenden Anhänger (wobei es schon zuvor so genannte „Illegale“ gegeben hatte) und weckte Hoffnungen, vor allem auf einen wirtschaftlichen Aufschwung wie in Deutschland und damit auf ein Ende der weit verbreiteten Arbeitslosigkeit. Bauern wiederum, die Schulden hatten, konnten auf eine Entschuldung hoffen, da ja der Bauernstand im NS-System eine besonders tragende Rolle spielen sollte. Hitler hatte versprochen, Deutschland wieder zur alten Großmachtstellung zu verhelfen, ohne dabei zu verheimlichen, politische Gegner, Juden u. a. rücksichtslos zu bekämpfen und die Demokratie zu vernichten. Die NSDAP-Ideologie sollte in jeder Gemeinde des Reiches, also auch in der „Ostmark“ (Name für Österreich) und in „Oberdonau“ (Oberösterreich) durchgesetzt werden, wobei sich alle der „Volksgemeinschaft“ bedingungslos unterzuordnen hatten. Letztere bestand aus „Parteigenossen“ (den NSDAP-Mitgliedern), „Volksgenossen“ und „Jugendgenossen“.

Die von Franz Hemetsberger gemachten Fotos zeigen die Puchkirchner Bevölkerung ganz im Banne der damaligen politischen Verhältnisse und sind wertvolle Zeitdokumente, wenngleich natürlich zu bedenken ist, dass es sich dabei nur um Momentaufnahmen handelt, die nichts über die tatsächliche innere Einstellung aussagen.



Hakenkreuzfahnen und der erhobene Arm zum „Deutschen Gruß“ waren meist unvermeidlich

(siehe Titelfoto; leider sind die Fotos zeitlich nicht genau einzuordnen: Feiern gab es immer wieder, z. B. beim „Anschluss“ im März 1938 oder am 30. Jänner zum „Tag der nationalen Erhebung“, weil Hitler an diesem Tag 1933 in Deutschland die „Macht“ übernommen hatte, oder zu Hitlers Geburtstag am 20. April u. a.). Es mussten alle mit „Heil Hitler“ grüßen. Wer das nicht tat, bekam eine Zurechtweisung von manchen „Parteigenossen“, von welchen nach Aussagen von Zeitzeugen auffällig viele eher in den nördlichen Ortschaften Puchkirchens ansässig gewesen sein sollen. Es entstanden daher gar nicht so selten Situationen, an welche die Betroffenen nur ungern zurückdenken bzw. zurückdachten. Dass von heute auf morgen der gute Bekannte oder Nachbar auf Grund seiner politischen Funktion – Ortsgruppenleiter, Ortsbauernführer(in) u. a. - bzw. Parteizugehörigkeit eine derartige Autoritätsstellung innehatte, war für die Gemeindebewohner völlig neu. Hinzu kam das ungewohnte, Furcht einflößende Auftreten der Nazi-Funktionäre in Uniform und Stiefeln.

Im Haus Seiringer / Zauner, wurde die Ortsgruppenleitung der NSDAP eingerichtet, der entsprechend der Erinnerung von Zeitgenossen mehrere Männer, darunter F. J., A. K., J. K. und A. D., angehört haben sollen. Gegen Kriegsende musste sie Offizieren der Deutschen Wehrmacht Platz machen. Auch die Mutterberatung – die Bedeutung der Mutterschaft wurde von den Nationalsozialisten ja überhöht – war im Haus untergebracht.

Die DAF (=Deutsche Arbeitsfront), welche die Nazis nach der Zerschlagung der Gewerkschaften gegründet hatten und seltsamerweise Arbeitnehmer und Arbeitgeber in einem Verband zusammenschloss, zog im Haus Hemetsberger / Plötzeneder, ein. Federführend sollen A. H., F. H. und A. K. gewesen sein. Allerdings musste die DAF bald umziehen, weil der Platz im Haus für eine neunköpfige Familie aus Ungarn benötigt wurde.

Mit Beginn des Krieges im September 1939 verschärfte sich die Situation. Alle hatten in der Öffentlichkeit Optimismus und unbedingten Glauben an den Sieg zur Schau zu stellen. „Wenn du den Frieden willst, rüste zum Krieg“, war den Zweiflern schon vor Kriegsbeginn

eingebläut worden, und als es zum verhängnisvollen Feldzug gegen die Sowjetunion im Juni 1941 kam, meinte eine besonders „gläubige“ Puchkirchnerin: „Mit dem Russerl werden wir auch fertig werden.“ Außerdem wurde Männern, die noch nicht in der Deutschen Wehrmacht waren, nicht selten damit gedroht, auch an die Front geschickt zu werden, wenn sie auch nur Anzeichen von Unzufriedenheit oder Kritik äußerten. Dies mussten sowohl Josef Kinast als auch Josef Kaltenbrunner zur Kenntnis nehmen: Kinast versuchte für einen seiner fünf an der Front befindlichen Söhne (der sechste, Alfred, geb. 1928, wurde auch noch zum Volkssturm eingezogen) einen Sonderurlaub für die Erntezeit zu erwirken, während Kaltenbrunner die einzige Stütze seiner Mutter geblieben war, die als Kriegerwitwe vom Ersten Weltkrieg bereits vier der fünf Söhne in der Wehrmacht hatte. Zu denen, die nicht zum Kriegsdienst eingezogen wurden, gehörten in der Regel Arbeiter der Wolfsegg Traunthaler Kohlenwerke, auf deren Tätigkeit der Betrieb nicht verzichten konnte – die Förderung der Kohle war schließlich gerade im Krieg von enormer Bedeutung. Daher mussten sogar „Sonderschichten für den Sieg“ geleistet werden (der nicht eintrat, sodass nach Kriegsende „Sonderschichten für den Wiederaufbau“ die Folge waren.)

Die skrupellose Machtdemonstration bzw. der Machtmissbrauch einiger örtlicher NS-Funktionäre und der oft bis zuletzt blinde Gehorsam gegenüber dem „Führer“ sowie der Glaube an ihn sorgten natürlich für böses Blut innerhalb der Bevölkerung und wirkten verständlicherweise noch viele Jahre nach dem Untergang der Nazi Herrschaft nach. Dass im September 1943 (längst nach der schrecklichen Katastrophe von Stalingrad) eine Gemeinderatssitzung „mit einem dreifachen Sieg Heil auf den Führer“ geschlossen wurde, ist ein solches Zeugnis der unerschütterlichen Treue zu Hitler. Diese ging schließlich so weit, dass gegen Kriegsende, als einige Soldaten schon von der Front heimkehrten, manche „Übereifrige“ es sich nicht nehmen ließen, nach ihnen zu suchen, da sie ja eigentlich noch hätten kämpfen müssen. So wurde es von der Bevölkerung unterschiedlich aufgenommen, dass auch einige Puchkirchner NS-Funktionäre nach Kriegsende eine Zeitlang

im „Lager Glasenbach“ in Salzburg interniert wurden und für ihre Tätigkeit zu „büßen“ hatten – dies betraf auch F. J., der an die zwei Jahre dort verbringen musste. In diesem Zusammenhang muss aber auch darauf hingewiesen werden, dass leider ganz im Sinne der von den Nazis gepflegten Sippenhaftung nach dem Ende der NS-Herrschaft auch Familienmitglieder und sogar Kinder von NS-Funktionären völlig unberechtigt gleichsam als Mittäter betrachtet wurden, was zum Beispiel auch F. J.s Tochter H. K. als Schulkind widerfuhr. Nach ihrer Rückkehr klagten viele „Glasenbacher“ über die schlechte Behandlung, wobei Historiker darauf verweisen, dass es sich dabei natürlich weder um eine KZ-ähnliche Einrichtung noch um ein Sanatorium handelte. Von der ursprünglich beabsichtigten „Entnazifizierung“ im Sinne einer Umerziehung der Nationalsozialisten zu Demokraten war allerdings oft wenig zu spüren. Dies belegt ein Vorfall, der einige Jahre nach Kriegsende stattfand, als zu Allerheiligen die übliche Kranzniederlegung zur Ehre der gefallenen Soldaten erfolgte und ein ehemaliger NS-Gemeindefunktionär einem Kriegsteilnehmer vorwarf, solche wie er wären schuld an der Kriegsniederlage gewesen. Wenigstens musste ihm der anscheinend Unbelehrbare im Gemeindeamt Abbitte leisten. Ein weiteres Beispiel für den großzügigen Umgang mit ehemaligen Nationalsozialisten ist angeblich ein Timelkammer Gendarm, der auch in Puchkirchen gefürchtet gewesen sein soll, seine Position aber nach 1945 behielt und als Postenkommandant viele Jahre später in Pension ging.

#### **4.2 Zivilcourage**

Die Puchkirchner Bevölkerung stimmte am 10. April 1938 – soweit bekannt - zu 100 Prozent für den „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich. Hätte jemand dagegen votiert, wäre er ein Risiko für sich und seine Familie eingegangen. Trotzdem zeigten sich im Laufe der NS-Zeit auch in unserer Gemeinde Formen von Widerstand im weitesten Sinn des Wortes, die man heute wohl unter „Zivilcourage“ einordnen würde.

Als ein Beispiel dafür sei die Familie Waldhör angeführt. Der schon verstorbene Franz Waldhör wäre beinahe in Haft genommen worden,

weil er es als Ausschussmitglied der im Jahr 1938 gegründeten Raiffeisenkasse wagte, sich gegen die Einmischungen junger Nazi-Funktionäre zur Wehr zu setzen. Hätte sich nicht der mit ihm befreundete Josef Steindl, dessen Wort in der Ortsgruppe der NSDAP schon etwas galt, für ihn eingesetzt, wäre er der Verhaftung nicht entgangen. Später musste Waldhör als Soldat miterleben, wie die Bahnhofspolizei um Leipzig und Dresden Deserteure an Ort und Stelle „hinrichtete“, sodass er seinen Vorgesetzten um Versetzung bat, was ihm schließlich bewilligt wurde. Seine Gattin Maria Waldhör wurde von der Ortsparteileitung 1944 aufgefordert, Personen namhaft zu machen, die an der Errichtung von Panzersperren mitwirken sollten. Sie wagte es, niemanden dafür zu melden, noch dazu schriftlich, was ihr die Aufforderung eintrug, sich vor der Gauleitung zu rechtfertigen. Nochmals bewies sie ihre Zivilcourage, indem sie mit „Grüß Gott“ statt „Heil Hitler“ grüßte, was die Sache weiter verschlimmerte. Schließlich musste sie sich unter massiven Drohungen fügen.

Ebenso verdient auch der Mut der Bauernfamilie Hüttmayr besondere Würdigung. Als Josef Hüttmayr, der nach dem plötzlichen Tod seines Vaters 1941 mit seiner Mutter den Hof führte und Milch ausfuhr, knapp vor Kriegsende auf einige Soldaten traf, die sich von ihrer Einheit entfernt hatten, war die Familie bereit, sie im Heuboden zu verstecken. Auch wenn bereits das Kriegsende bevorstand, konnte die Familie keineswegs sicher sein, dass dieses „Verbrechen“ nicht entdeckt würde. Schließlich standen darauf bis zum letzten Kriegstag schwerste Strafen (in Aurach wurden tatsächlich noch am 5. Mai zwei „vorzeitige“ Heimkehrer von einem fanatischen deutschen Offizier erschossen). Einer der solcherart im Hüttmayr-Heuboden Untergetauchten entstammte einer Welser Firma und bedankte sich später bei der Familie mit einer Schachtel voller Firmenprodukte.

Zudem wurde von zwei weiteren Fällen berichtet, in welchen ein Soldat gegen Kriegsende es vorzog, sich zu verstecken, statt nochmals einzurücken. Hermann Steiner, späterer Tischlermeister in der Gemeinde Neukirchen an der Vöckla, wurde von Karl Schick,

der bekanntlich als schwer kriegsinvalid von der Front zurückgekehrt war, im Tobias-Haus versteckt. Zuvor war ihm schon – laut Auskunft seines gleichnamigen Sohnes - der Genesungsurlaub angeblich von einer Neukirchner Gemeindebeamtin – natürlich gesetzeswidrig – verlängert worden, was für diese eine nicht unerhebliche Gefahr bedeutete. Auch der schon genannte Franz Waldhör verbrachte die letzten Kriegstage in einem Versteck in Waltersdorf, Gemeinde Neukirchen, ehe er anschließend von den amerikanischen Behörden im Sammellager Lambach regelrecht „durchleuchtet“ wurde, weil er keine Entlassungspapiere vorweisen konnte. Dort brach die Ruhr aus, die viele der geschwächten Heimkehrer hinwegraffte oder zumindest für ihr weiteres Leben schädigte.

Was relativ weit verbreitet war und gar nicht so wenige heimlich taten, war das Hören von „Feindsendern“ im Radio, um der Nazi-Propaganda aus den so genannten Volksempfängern zu entkommen und zu erfahren, wie es mit zunehmender Kriegsdauer tatsächlich an der Front stand. Obwohl darauf strengste Strafen standen und sich überall „Spitzel“ herumtrieben, geschah dies auch in unserer Gemeinde nicht so selten.

Sicherlich haben sich mehr Puchkirchnerinnen und Puchkirchner, als hier angeführt, in bestimmten Situationen überaus mutig verhalten, doch leider habe ich davon nichts erfahren.

#### **4. 3 Kirche**

Ein besonderer Vorfall, der im Ort für großes Aufsehen sorgte, war die Vorladung von Pfarrer Maximilian Wiesberger am 29. April 1939 zur Gestapo in Linz, die sich im Kolpinghaus „eingenistet“ hatte, wie er es in der Pfarrchronik ausdrückte. Diese Formulierung allein zeigt schon Wiesbergers Abneigung den Nazis gegenüber und wäre im Falle einer Überprüfung der Chronik durch die Behörden sicher nicht ohne Folgen geblieben. Jemand aus dem Ort musste ihn wegen einer Fastenpredigt (also nach dem „Anschluss“, aber noch vor Kriegsbeginn) denunziert haben. Spätestens jetzt war jedem klar, wie gefährlich es auch innerhalb der Gemeinde war, wo jeder jeden kannte, etwas „Falsches“ zu sagen, und wozu manche „Volks-

genossen“ bereit waren. Ihr Hass galt nicht selten der Kirche bzw. Religion im Allgemeinen, sodass auch Kirchengaustritte die Folge waren - die Betroffenen sind später wieder reumütig eingetreten. Pfarrer Wiesberger war nach Kriegsende auch bereit, sich für einige ehemalige Nazis in Form von Bittschreiben an die Behörden dafür einzusetzen, dass ihnen aus ihrer NSDAP-Zugehörigkeit keine Nachteile erwachsen.

Während der Naziherrschaft war katholischen Vereinen jede Aktivität verboten. Einigen fanatischen Nazis war beispielsweise auch der Palmsonntag ein Dorn im Auge, sodass sie die versammelten Kinder mit ihren Palmbüschen in den Händen zwangen, sie auf einen „Haufen“ zusammenzuwerfen und statt in die Kirche zur Palmweihe sich in die Schule zu begeben. Dort wurden die üblichen „deutschen“ Lieder gesungen. Aus der Reihe tanzte jedoch Franz Waldhör gleichnamiger Sohn, der ein kleiner Bub war und auch bereits Palmbüschen tragen durfte, indem er von seinem Großvater aufgefordert wurde, mit ihm heimzugehen und damit den Anordnungen der Ortsparteileitung nicht Folge zu leisten.

Dass die Pfarre ab dem 25. Februar 1942 auf drei der vier Glocken verzichten musste, weil sie für militärische Zwecke eingeschmolzen wurden, war eine weitere – im Vergleich zur oft brutalen Kirchenverfolgung allerdings relativ harmlose - Facette des nationalsozialistischen Kirchenkampfes. Das Gleiche gilt für die Einführung des Kirchenbeitrages, die das Ziel verfolgte, die Bevölkerung aus finanziellen Gründen zum Kirchengaustritt zu bewegen – ein Ansinnen, das nur kurz Erfolg hatte, letztlich aber zum Scheitern verurteilt war. Dabei hatten die österreichischen Bischöfe 1938 dem „Anschluss“ an Deutschland ja zugestimmt, wohl in der Hoffnung, sich mit Hitler und den Nationalsozialisten irgendwie zu arrangieren. Trotz der offensichtlichen Feindschaft der Kirche gegenüber verstärkte sich gerade angesichts des schrecklichen Krieges mit den unzähligen Opfern die Gläubigkeit. So war es selbstverständlich, dass in der Pfarrkirche auch Betstunden stattfanden, um das Ende des Krieges und die gesunde Rückkehr der an der Front kämpfenden Soldaten zu erbitten.

#### 4. 4 Schule und Jugend

Die Schule erhielt Frau Karoline Möslinger als provisorische Leiterin, während der bisherige Leiter Hans Voitl zuerst aus politischen Gründen enthoben, dann wieder eingesetzt und schließlich als Soldat eingezogen wurde (was für die von ihm malträtierten Schülerinnen und Schüler einer regelrechten Erlösung gleichkam). Möslinger wurde immer wieder beauftragt, verschiedenste Sammlungen für die Kriegsmaschinerie (Metalle etc.), für Soldaten und andere Not Leidende durchzuführen. Das Sammelgut musste bisweilen von Schülern mit dem Leiterwagen zur Abgabestelle nach Vöcklabruck gebracht werden.

Die Schülerinnen und Schüler, die auch zum Hitler-Gruß verpflichtet waren, erlebten auf ihrem Weg zur Schule gefährliche Tieffliegerangriffe und mussten bei Fliegeralarm im Luftschutzkeller Zuflucht nehmen. Dieser – so erzählte die schon erwähnte Karoline Stehrer – befand sich in einer Höhle der Schliergrube in der Ortschaft Berg, wo Kinder und Lehrer so schnell wie möglich Schutz suchten. Dort wurde der Unterricht jedoch einfach fortgesetzt.

Da die körperliche Ertüchtigung der Jugend für die Nazis einen hohen Stellenwert hatte, wurde in der Gemeinde im Jahr 1942 erstmals ein Schulturn- und Sportplatz errichtet, und zwar auf dem „Wiesenspitz“ vor dem Oberholz (er diente in den vergangenen Jahren für das Hinterholz-Fest wiederholt als Parkplatz). Hingegen wurde der bereits ein Jahr zuvor geplante Neubau der Volksschule nicht verwirklicht – dazu kam es erst 1950. Im Jahr 1953 wurde der Sportplatz wieder aufgelassen.

Um die Jugend im nationalsozialistischen Sinn zu erziehen – und damit auch dem kirchlichen Einfluss zu entziehen –, bildeten sich auch bei uns die üblichen Organisationen für Jugendliche: Jungvolk und Hitlerjugend (HJ) für die Buben bzw. Burschen, Jungmädler und Bund Deutscher Mädler (BDM) für die jungen bzw. älteren Mädchen (Führer bzw. Führerinnen sollen u. a. J. B., A. R.-P., F. R.-P. und T. S. gewesen sein) sowie der RAD (=Reichsarbeitsdienst). Die Mädchenorganisationen hielten ihre Treffen im Haus Seiringer / Zauner ab, und zwar nicht selten gezielt am Sonntag um 14 Uhr, weil

zur gleichen Zeit in der Pfarrkirche die übliche Segenandacht stattfand. Gertrud Kinast wurde mehrmals von der Führerin gerügt, weil ihre Eltern sie in die Kirche und nicht – wie von den neuen Machthabern erwartet – zu den Jungmädler geschickt hatten.

Ein deutliches Indiz für die Zurückdrängung aller Religiösen war auch die Tatsache, dass im Schuljahr 1938/39 die Volksschulzeugnisse statt „Religion“ die Bezeichnung „Konfessionslehre“ enthielten und ab dem Schuljahr 1939/40 im Zeugnis das Fach Religion bzw. eine Note dafür überhaupt nicht mehr aufschien.

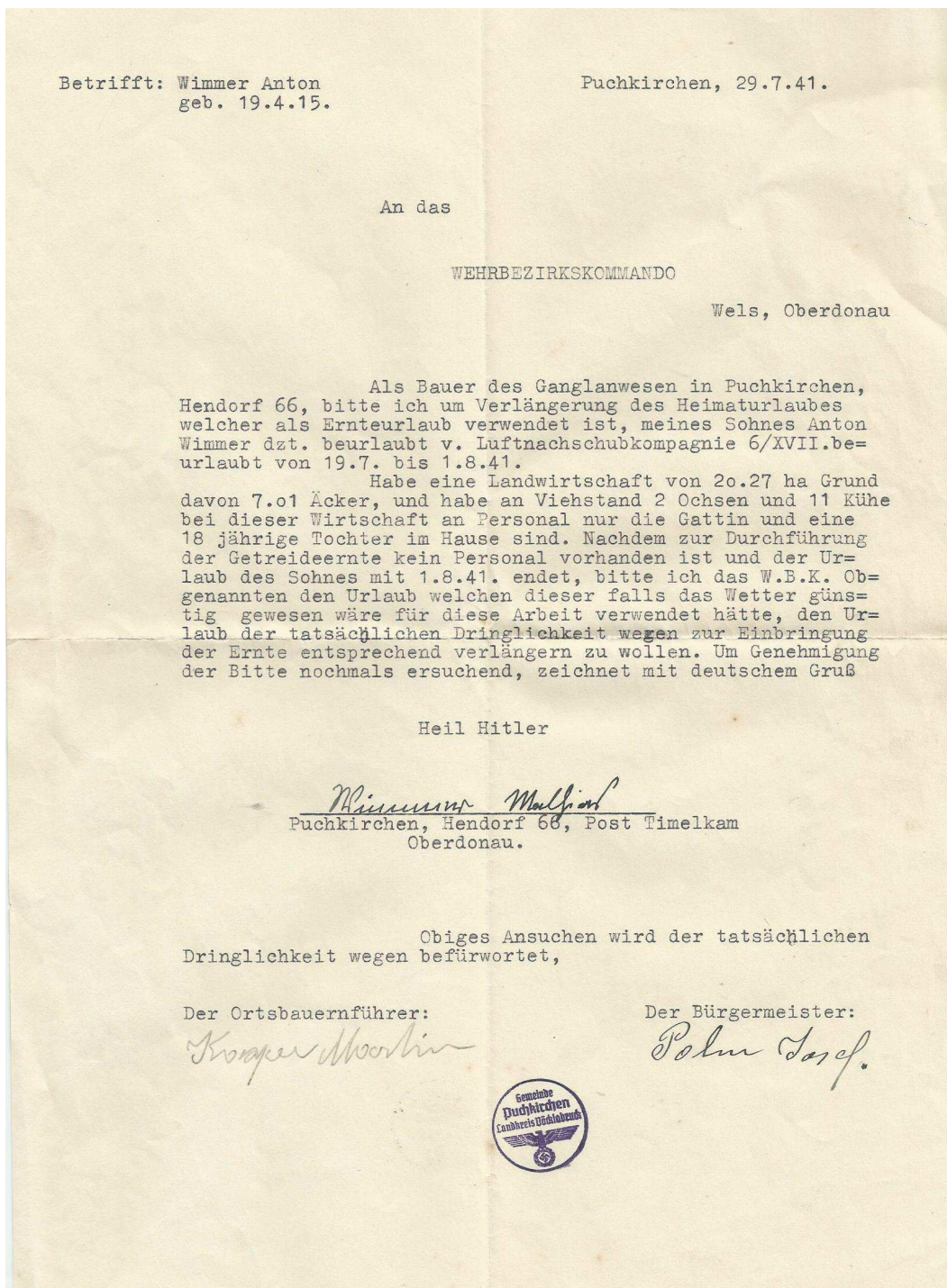
In den neuen Jugendorganisationen dominierten regelmäßige Zusammenkünfte in der Schule bzw. in Gasthäusern sowie „Appelle“. In diesem Zusammenhang muss ein Akt vorbildlichen Mutes und überdurchschnittlicher Standhaftigkeit hervorgehoben werden. A. R.-P., folgte J. B., der zur Wehrmacht einberufen worden war, als HJ-Führer nach. Er hatte schon an einem „Pimpfe“-Lager in Nussdorf am Attersee teilgenommen und ein Leistungsabzeichen erworben und später die vormilitärische Ausbildung im HJ-Zentrum Kammer mitgemacht. In seiner neuen Position als Führer der Hitlerjugend hätte er Schulkameraden, die am Appell nicht teilnahmen, melden müssen, wozu er nicht bereit war. Daher fuhr er in den letzten Kriegswochen völlig eigenmächtig mit dem Fahrrad nach Vöcklabruck, um im dortigen Kreishaus (heutiges Rathaus) seinem Vorgesetzten, dem NS-Bannführer Sepp Karl, mitzuteilen, dass er die HJ-Führung zurücklege. Man glaubte ihm nicht, dass nicht sein Vater, welcher Blockleiter war, hinter dieser Entscheidung stehe, und setzte ihm derart hart zu, dass es schon eines besonders starken Willens bedurfte, um nicht nachzugeben. Die Vorgesetzten vermuteten, dass der Rücktritt des Buben mit der aussichtslosen Kriegslage zu tun habe, und zweifelten an seinem Glauben und dem seines Vaters an den „Endsieg“, was ja als schweres Vergehen galt. Dies änderte jedoch nichts am Entschluss des noch nicht einmal Fünfzehnjährigen.

#### 4. 5 Wirtschaftsleben

Zunächst wirkte sich die Einführung der Reichsmark statt des Schillings auf die Gemeindebewohner negativ aus, weil der Umrechnungs-

kurs von 1,50 Schilling zu einer Reichsmark ungünstig war. Andererseits gab es als Propagandaaktion seitens der DAF beispielsweise für WTK-Arbeiter finanzielle Zuwendungen. Während des Krieges sollten – wie schon erwähnt - die in großer Zahl eingerückten jungen Männer als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft durch Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter ersetzt werden. Trotzdem war es für die meisten

Familien alles andere als leicht, besonders während der Erntezeit, ohne die an die Feldarbeit gewohnten Söhne zurechtzukommen. So wurde das Wehrbezirkskommando in Wels, „Oberdonau“, immer wieder um Sonderurlaube von Wehrmangehörigen zwecks Feldarbeit ersucht. Ein diesbezügliches Ansuchen erging zum Beispiel von Mathias Wimmer für seinen Sohn Anton Wimmer:



Ein spezieller Aspekt des bäuerlichen Lebens auf dem Land während des Krieges war das Verhältnis zur Stadt und deren Bewohner. Diese hatten es meist ungleich schwerer, den Alltag zu bewältigen, da sie nicht die Gelegenheit hatten, Lebensmittel selber zu erzeugen und sich davon zu ernähren. Daher war den Landwirten besonders strikt vorgeschrieben, wie viel sie von ihren Produkten abzuliefern hatten, um die nicht-bäuerliche Bevölkerung mit Nahrung zu versorgen. Auch in Puchkirchen gab es dagegen Verstöße und der Bauer K. S. erhielt für eine „Schwarzschlachtung“ sogar eine längere Kerkerstrafe in Suben am Inn (solche Delikte geschahen wohl nicht so selten und andernorts wurde dafür sogar manchmal die Todesstrafe verhängt). Die vorzeitige Entlassung „verdankte“ er dem Umstand, dass sein Anwesen durch einen Blitzschlag niedergebrannt war.

Frau Maria Strasser (inzwischen verstorben) wurde nach eigener Aussage mit dem Erschießen gedroht, als ihre Familie entgegen der Vorschrift 200 Kilogramm Heu nicht geliefert hatte. Auch nach Kriegsende mussten im Auftrag der Bezirksbauernkammer von den Landwirten im Gemeindegebiet Heu, Hafer, Gerste, Brotgetreide, Kartoffeln und Brennholz abgeliefert werden. Daneben durchstreiften auch so genannte „Hamsterer“ die Dörfer, um Lebensmittel gegen Wertgegenstände u. a. einzutauschen.

Ebenfalls in die NS-Zeit fällt die Gründungsversammlung der Raiffeisenkasse Puchkirchen vom 17. Juli 1938, die vom damaligen Ortsbauernführer Martin Kasper geleitet wurde. Erster Obmann wurde Johann Fürtbauer, der später auch Bürgermeister wurde, während Franz Grabner zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates bestimmt wurde. Die Kassengeschäfte wurden in einem Zimmer des Hauses Schlager / Wagner abgewickelt, wohin 1939 auch das Gemeindeamt (bis dahin im Haus Puchkirchen 1) übersiedelte. Geschäftsführer war zunächst Johann Gschwandtner; weil er in die Wehrmacht einberufen wurde, übernahm ab Oktober 1940 Anton Hemetsberger dieses Amt und behielt es bis 1964.

#### 4. 6 Luftkrieg und Kriegsende

Die Tieffliegerangriffe, darunter der vom 11. April 1945, prägten sich bei so manchem besonders in die Erinnerung ein, weil von den Flugzeugen aus häufig auf alles geschossen wurde, was sich bewegte, bzw. Bomben abgeworfen wurden. Leute, die gerade auf den Feldern arbeiteten, suchten so gut es ging Deckung, beispielsweise – so erzählte die schon genannte Frau Maria Strasser – unter Bäumen. Bevorzugte Ziele waren Bahnlinien, auch die Kohlebahn zwischen Timelkam und Ampflwang. Herr Anton Hüttmayr erlebte als Kind mit seinem älteren Bruder Josef in der Ortschaft Ach nahe der Bahn, als dieser mit Ochs und Pflug den Kartoffelacker bearbeitete, einen solchen Angriff, vor welchem sie unter Sträuchern Zuflucht suchten.

Einen regelrechten Luftkampf mit einem alliierten Bomber, der schließlich abgeschossen wurde und in der Nähe von Oberleim, Gemeinde Ungenach, abstürzte, beobachtete im Jahr 1944 kurz vor seiner Einberufung zur Deutschen Wehrmacht Anton Kinast. Der amerikanische Pilot konnte sich mit dem Schleudersitz retten und landete nahe Thumbberg, Gemeinde Neukirchen, wobei Kinast natürlich nichts über dessen weiteres „Schicksal“ erfuhr. Bei dieser Gelegenheit fielen auch einige Kanister mit Flugbenzin zu Boden, deren Inhalt ein Puchkirchner für sein Motorfahrzeug gebrauchen zu können glaubte. Dies stellte sich allerdings als Irrtum heraus, sodass der Motor seines Fahrzeuges kaputt ging.

Zu Ostern 1945 stürzte über der Gamperner Ortschaft Pöring ein amerikanisches Flugzeug ab, wobei ein Haus in Flammen aufging und der Pilot ums Leben kam. Von ihrem Elternhaus aus – so berichtete Frau Franziska Hüttmayr – konnte man dieses Ereignis verfolgen.

Besonders gespenstisch und furchterregend waren nach Augenzeugenberichten, z. B. von Frau Franziska Gschwandtner (+), Frau Karoline Stehrer, Frau Gertrud Gondor, Frau Franziska Redlinger-Pohn und Herrn Albert Redlinger-Pohn, die beiden Bomberflotten von rund 300 amerikanischen Flugzeugen, die am 21. April 1945 im Anflug nach Attnang waren und von Puchkirchen aus beobachtet werden



konnten. Der Himmel war nach übereinstimmenden Aussagen fast schwarz, der Lärm über einige Stunden enorm und die Angst groß, da man sogar das Abwerfen von Bomben erkennen konnte und nicht wusste, wem diese Attacke galt. Der Angriff kostete in Attnang rund 700 (?) Menschen das Leben. Deshalb wurde für die Not leidende Attnanger Bevölkerung noch im selben Jahr von der auch alles andere als wohlhabenden Puchkirchner Bevölkerung der ansehnliche Betrag von 4.057,- Schilling gespendet. Dass es auch in Puchkirchner Familien bzw. bei den von ihnen untergebrachten Flüchtlingen an vielem fehlte, beweist die Tatsache, dass im Jahr darauf an bedürftige Ortsbewohner sogar Bekleidungsgutscheine ausgegeben wurden. Natürlich waren auch die Lebensmittel noch rationiert und nur auf Bezugsschein erhältlich.

Mit den häufiger werdenden Fliegerangriffen und der zunehmenden Wirkungslosigkeit der Flak (=Fliegerabwehrkanonen) zeichnete sich der allmähliche Zusammenbruch des „Großdeutschen Reiches“ ab. Es wurde zum Schutz der Bevölkerung als Luftschutzwart Josef Stix bestellt, der allerdings als Reaktion darauf auf seiner Bienenhütte die Aufschrift „Nazi“ hinnehmen musste. Die Wehrmacht war teilweise in Auflösung begriffen, sodass sich in den letzten Kriegswochen – wie schon erwähnt – Soldaten sogar zu verstecken wagten, was jedoch viele das Leben kostete, weil sie von fanatischen Parteigängern selbst nach Anfang Mai dafür ermordet wurden (Puchkirchner Soldaten hatten diesbezüglich Glück). Der so genannte Volkssturm aus älteren, nicht mehr fronttauglichen Männern (HJ-Mitglieder gab es angeblich kaum mehr welche im Ort) spielte fast keine Rolle – G. R.-P. sen. als Volkssturm-Führer missachtete nach Aussagen seines Sohnes Anweisungen von oben, die seine Männer gefährdet hätten.

Ein wahres „Durchgangslager“ schien – laut Aussage der Tochter Franziska - das Haus der Familie Anton Hemetsberger gewesen zu sein. Nachdem die DAF ausgezogen war, musste eine neunköpfige Familie aus Ungarn aufgenommen und in einem einzigen Zimmer untergebracht werden. Danach folgten die aus Schlesien stammende fünfköpfige

Flüchtlingsfamilie Brochmann sowie fünf Soldaten, sodass mit der Familie Hemetsberger sich 15 Personen im keineswegs übergroßen Wohnhaus befanden. Aus dem KZ-Nebenlager von Mauthausen, Redl-Zipf („Schlier“), wo u. a. Treibstoff für die V 2-„Wunderwaffe“ erzeugt wurde und sich im Jahre 1944 schwere Explosionen mit Todesopfern ereigneten, deren Auswirkungen bis in unsere Gemeinde zu spüren waren, gelangten mehrere spanische Häftlinge nach Puchkirchen und verbrachten im Haus zwei Nächte auf dem Heuboden. („KZler“ waren im damaligen Sprachgebrauch weniger die bedauernswerten Opfer in den furchtbaren Lagern, als welche wir sie heute kennen, sondern Menschen, vor deren Rache nach der Befreiung sich vor allem ehemalige NS-Funktionäre fürchteten. Neben Zipf waren auch in Vöcklabruck und Lenzing Nebenlager von Mauthausen.) Im Haus stießen sie auf die fünf schon genannten Soldaten der Deutschen Wehrmacht (vier Deutsche aus Danzig, Karlsruhe und Stuttgart sowie einen Wiener), was wohl nur auf Grund des nahen Kriegsendes zu keiner Katastrophe führte. (Die Soldaten hatten immer wieder mit dem Lastwagen Munition aus Attnang-Puchheim geholt, wobei Hemetsbergers Tochter Franziska, damals ein Kind, auf der Ladefläche mitfahren durfte.) Auch fünf französische Zwangsarbeiter aus Ampflwang und zwei junge Russen verkehrten im Haus, was die Auflösungserscheinungen in diesen Tagen deutlich zeigt. Schließlich kamen auch Ungarn mit Pferd und Wagen, die angeblich von einem Bauern Hühner gestohlen hatten, und rupften und kochten ihre Beute. Nach Aussage von Johann Kinast verbrachten am Kriegsende 68 ungarische SSler zwei Nächte im Haus seiner Eltern bzw. in den Wirtschaftsgebäuden, ehe sie weiterzogen.

Dass auch auf den Straßen angesichts dieser Chaos-Tage einiges zurückblieb und von der einheimischen Bevölkerung gerne gesammelt wurde (Werkzeug, Autoreifen, Waffen etc.), scheint daher verständlich. Politisch kehrte bald wieder Ordnung ein, neuer Bürgermeister wurde Johann Stadlbauer.

## **5. ZWANGSARBEITERINNEN UND ZWANGSARBEITER** (Matthias Kaltenbrunner)

Am 22. Juni 1941 überfiel Nazi-Deutschland die Sowjetunion. Während die jüdische Bevölkerung bereits in den Jahren 1941 und 1942 meist durch Massenerschießungen vernichtet wurde, sollten die Slawen, also Russen, Weißrussen und Ukrainer, die der nationalsozialistischen Rassenideologie gemäß als „Untermenschen“ betrachtet wurden, für die deutsche Kriegswirtschaft ausgebeutet werden.

Hunderttausende Zivilisten wurden aus den eroberten Gebieten der Sowjetunion als Arbeitssklaven ins Deutsche Reich verschleppt. Viele davon gelangten auch in den Reichsgau „Oberdonau“ (1944: 34.454). Die überwiegende Mehrheit von ihnen stammte aus der Ukraine und Weißrussland. Männer und Frauen hielten sich dabei in etwa die Waage. Im Sommer 1944 waren mehr als 40 Prozent aller landwirtschaftlichen Arbeitskräfte Ausländer.<sup>1</sup>

### **5. 1 „Ostarbeiter“ in Puchkirchen**

Wie viele „Ostarbeiter“ in Puchkirchen Zwangsarbeit zu leisten hatten, ist unbekannt, Erinnerungen älterer Gemeindeglieder zufolge waren auf beinahe jedem Bauernhof ein Zwangsarbeiter oder auch mehrere beschäftigt. Meine Oma Maria Kaltenbrunner (geb. Schlager, 1911-2005), die vom Binder-Haus in Puchkirchen stammte, erzählte mir einmal von der Ankunft der Zwangsarbeiter im Jahr 1941: Sie seien auf dem Kirchenplatz aufgestellt worden und ein alter Bauer habe einer jungen Frau wie auf einem Viehmarkt mit seinem Gehstock auf den Hintern geklopft. Sie konnte sich auch gut an ein Ehepaar von Zwangsarbeitern erinnern - die Frau hieß Motrja, ein Name, der in der westlichen Ukraine verbreitet ist -, das beim Hochreiner / Mathias beschäftigt war. Die beiden bekamen während der Kriegszeit ein Kind, für das meine Großmutter und ihre Schwester Baby-Sachen brachten. Auch die schon verstorbene Johanna Knoll, die zu dieser Zeit „Mensch“ (Dienstmagd) beim „Binder“ gewesen war, erinnerte sich gut an das Kind. Ein Bauer habe die Schwangerschaft der Zwangsarbeiterin mit den wenig respektvollen Worten „Jetzt hat's d'Wompmn voi“ kommentiert, berichtete sie mir einmal in einem Gespräch. Die Bewohner von Puchkirchen hätten unterschiedlich auf die

Zwangsarbeiter reagiert, erzählte Frau Knoll - viele behandelten sie genauso wie ihre anderen Dienstboten, andere hätten ihnen jedoch am Abend nachspioniert, wenn sich die Zwangsarbeiter in Stadeln getroffen hätten und unter sich bleiben wollten. Das Kind der Zwangsarbeiter beim „Mathias“ scheint weder in den Aufzeichnungen des Standesamtes noch im Taufbuch der Pfarrkirche auf. Vermutlich musste die Familie auf Anordnung der Nazi-Behörden kurz nach der Geburt des Kindes Puchkirchen verlassen. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt, es ist jedoch zu befürchten, dass den Eltern ihr Kind weggenommen und in einem Heim für Kinder von Zwangsarbeitern untergebracht wurde, wo die Sterberate extrem hoch war und auch viele überlebende Kinder nie wieder ihren Eltern zugeordnet werden konnten.

Auf dem Hof der Familie Wenninger mussten zwei erst vierzehnjährige Mädchen Arbeit verrichten. Sie berichteten, wie der Abschied von der Heimat vor sich gegangen war: Sie mussten sich kurzfristig in ihrem Dorf auf einem Sammelplatz mit einem Koffer voller Habseligkeiten einfinden, von wo sie dann in eine ihnen völlig unbekannte Welt abtransportiert wurden, ohne zu wissen, was auf sie zukam. Ebenfalls zwei Ukrainer arbeiteten auf dem Hof der Familie Johann Gschwandtner. Ein russisches Mädchen namens Vera war dem Hof der Familie Josef Pohn zugeteilt, zwei Ukrainer dem Hof der Familie Kinast.

Dem „Holzleiter“-Hof wurde ein „Ostarbeiter“ aus der Sowjetunion zugewiesen: Volodymyr Rej, der am 19. März 1903 im Dorf Pachutynci in der Zentralukraine geboren worden war. Der Ort gehörte bis zum Ersten Weltkrieg zum Russischen Reich und lag nur wenige Kilometer von der damaligen Grenze zu Österreich-Ungarn entfernt. In den frühen 1920er-Jahren etablierte sich dort die sowjetische Herrschaft. In den Jahren 1932 - 1933 kam es durch die gewaltsame Kollektivierung der Landwirtschaft unter Stalin in der Ukraine zu einer verheerenden Hungersnot, der zwei bis drei Millionen Menschen zum Opfer fielen. Auch in Pachutynci starben etwa 300 Personen an Unterernährung, darunter drei Personen mit dem Familiennamen Rej - möglicherweise Angehörige des Puchkirchner Zwangsarbeiters.<sup>2</sup>

Über seine Familie ist wenig bekannt - wir wissen lediglich, dass er verheiratet war und offensichtlich Kinder hatte. Anton Waldhör sen. erinnert sich noch gut daran, dass sich Rej auf Deutsch kaum verständigen konnte und lediglich die Worte „nix gut“ herausbrachte. Das Verhältnis zum Zwangsarbeiter sei gut gewesen, doch habe er einen sehr deprimierten Eindruck gemacht - ein einziges Mal hätte er einen Brief nach Hause geschrieben. Herr Waldhör hat auch noch dessen schöne Schreibschrift im Gedächtnis. Einmal habe er ihn zum Gemeindefarmer Dr. Wurnig nach Neukirchen begleitet, da der Zwangsarbeiter an Rheuma gelitten habe. Am 26. Juni 1942 wurde Rej um die Mittagszeit von Berta Schlager, die damals Dienstmagd beim „Holzleiter“ gewesen war, leblos im Stadel entdeckt. Die Gendarmerie Timelkam, die den Fall untersuchte, stellte Selbstmord als Todesursache fest - Volodymyr Rej hatte sich mit seinen Hosenriemen erhängt. Am 29. Juni um 7 Uhr morgens wurde der Tote ohne Beisein des Pfarrers vom Totengraber auf dem „Platz für Selbstmörder“ beerdigt. Dies entsprach zwar der damaligen Lehrmeinung der Katholischen Kirche, wonach Selbstmördern ein kirchliches Begräbnis verwehrt bleiben sollte, es ist aber doch auffällig, dass Pfarrer Maximilian Wiesberger damals für einheimische Selbstmörder Ausnahmen machte und diese im Gegensatz zum Zwangsarbeiter in „geweihter Erde“ bestatten ließ.<sup>3</sup> Nach Kriegsende wurde der Leichnam Volodymyr Rejs exhumiert und auf den Friedhof St. Martin bei Linz überführt, wo in einem Sammelgrab mehr als 850 Sowjetbürger ihre letzte Ruhe fanden.<sup>4</sup> In Puchkirchen erinnert seit einigen Jahren eine Gedenktafel am neuen Kriegsofopferdenkmal bei der Aufbahrungshalle an Volodymyr Rej. In Rejs Heimatdorf leben

heute auf Grund der Landflucht in weiten Teilen der Ukraine nur mehr etwa 400 Menschen. Telefonische Nachforschungen im dortigen Gemeindeamt blieben ohne Ergebnis - niemand erinnert sich mehr an Volodymyr Rej.

## 5. 2 Andere Zwangsarbeiter

Mindestens ein Jahr vor den Zwangsarbeitern aus Osteuropa hatten nach dem so genannten Frankreichfeldzug im Frühjahr 1940 bereits französische Zwangsarbeiter den Anfang gemacht. Mehreren Bauern in Puchkirchen wurden welche zugeteilt. Sie „hausten“ in einem mit Stacheldraht gesicherten Bereich im ehemaligen „Distelbacher-Haus“ in der Ortschaft Ach. Nach dem Balkanfeldzug wurden Serben nach Puchkirchen gebracht, die auch bei den Grabungsarbeiten für die Wasserleitung Brandstatt-Staudach eingesetzt wurden, ehe schließlich – wie schon ausführlich beschrieben – Bürger aus der ehemaligen Sowjetunion Zwangsarbeit im Deutschen Reich zu verrichten hatten.

Dass auch Einheimische zum Arbeitseinsatz verpflichtet wurden, erfuhren wir von Frau Franziska Redlinger-Pohn, wobei sie nach ihrem Schulabschluss wohl 1942/43 auf dem schon genannten Bauernhof der Familie Johann Gschwandtner zusammen mit zwei ukrainischen Zwangsarbeitern rund ein Dreivierteljahr Dienst tun musste. Erst als ihre Mutter infolge eines Oberschenkelbruches arbeitsunfähig war, durfte sie nach Hause zurückkehren. Auch für diese Arbeitseinsätze gab es Zuständige, da die Nazis auf eine möglichst perfekte Organisation großen Wert legten – in diesem Fall war der spätere Gemeindefarmer Gottlieb Knoll zuständig.

<sup>1</sup> Florian Freund und Bertrand Perz, Die Zahlenentwicklung der ausländischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf dem Gebiet der Republik Österreich 1939-1945, in: Österreichische Historikerkommission, Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf dem Gebiet der Republik Österreich 1939-1945. Wien München 2004, 7-273, 91-92, 118.

<sup>2</sup> Nacional'na knyha pam'jati žertv Holodomoru 1932-1933 rokov v Ukrajinі: Chmel'nyc'ka oblast'. Č. 1. Chmel'nyc'kyj 2008, 42-50.

<sup>3</sup>Information Anton Waldhör, 02.11.2010; Standesamt Puchkirchen, Sterbebuch, 8/1942; Pfarre Puchkirchen, Sterbebuch II, 79.

<sup>4</sup>Učetnaja Kartočka voinskogo zachoroneniya, 18.06.1992, OBD Memorial, Nr. 261968287, 261968328.

## 6. PUCHKIRCHEN ALS ZUFLUCHTSORT FÜR VERTRIEBENE

Durch den durch den Vormarsch der Alliierten erzwungenen Rückzug der Deutschen Wehrmacht aus Ost-, Südost- und Ostmitteleuropa bildeten sich aus diesen Gebieten riesige Flüchtlingsströme, welche die Solidarität der Mitbürger oft auf eine harte Probe stellten und auch vor kleinen Gemeinden wie Puchkirchen nicht Halt machten.

### 6. 1 „Ausgebombte“

Eine besondere Form von Flüchtlingen waren die so genannten **Ausgebombten**. Es handelte sich um Menschen, die meist aus deutschen Großstädten kamen, welche den alliierten Bombenangriffen ausgesetzt waren. So fanden beispielsweise zwei Frauen mit Kindern beim Wenninger und Kinast/Tofferl Unterschlupf. Familie Pleikert aus Deutschland kam bei Familie Doppler unter und ließ sich nach Kriegsende in München nieder, wobei die Kontakte weitergepflegt wurden. Das Gleiche gilt für Frau Anni Quack mit ihren Kindern, die bei der Familie Pohn/Riedl wohnte und später wieder nach Mönchengladbach, Deutschland, zurückkehrte. Sie besuchte ihre ehemaligen Quartiergeber in den folgenden Jahren mehrmals. Die Familie Lücker aus Krefeld in Deutschland hatte bei der Familie Waldhör / Holzleiter Aufnahme gefunden, die Familie Kappes, ebenfalls aus Krefeld, bei Familie Pohn/Bauer. Auch in diesem Fall wurde bzw. wird der Kontakt nach wie vor gepflegt, wobei die Nachfahren stets auch das Grab ihrer „Herbergsmutter“ Maria Pohn besuchen.

### 6. 2 Flüchtlinge

Bei den **Flüchtlingen** handelte es sich im Regelfall um so genannte „Volksdeutsche“ aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus Rumänien bzw. „Sudetendeutsche“ aus der ehemaligen Tschechoslowakei, die alle seit Langem dort als Minderheit gelebt hatten. Auf Grund der sich abzeichnenden deutschen Kriegsniederlage und der damit verbundenen befürchteten Rache des „Feindes“ für die zahllosen Verbrechen der deutschen Besatzungsmacht wurden viele von ihnen nach Deutschland und Österreich gebracht oder verließen fluchtartig ihre Heimat,

um wenigstens ihr Leben zu retten. An die 200 (!) Flüchtlinge sollen es vorübergehend in unserer Gemeinde gewesen sein. Die Aufgabe, sie auf die verschiedenen Häuser im Ort aufzuteilen, soll Peter Vorhauer gehabt haben. Dass es nach so vielen Jahren noch möglich war, eine diesbezügliche (leider unvollständige und auch fehlerhafte) Aufstellung zustande zu bringen, beweist, wie sehr sich diese Ereignisse in das Gedächtnis der Bevölkerung eingepägt haben. Zugleich aber wird auch deutlich, dass die Solidarität und die Hilfsbereitschaft im Allgemeinen sehr groß gewesen sein müssen. Manche Familien pflegten lange Zeit bzw. pflegen sogar bis heute noch Kontakte mit den Nachfahren der damaligen Flüchtlinge. Andererseits soll der Bürgermeister nach Kriegsende – wohl auf Grund von Klagen aus der Bevölkerung – versucht haben, die Flüchtlinge aus Puchkirchen wegzubringen, indem er sie alle ins Ortszentrum zur „Jakobilacke“ kommen ließ und mit Hilfe der amerikanischen Besatzungsmacht ihre „Abschiebung“ aus der Gemeinde erreichen wollte. Zum Glück spielten die US-Militärs nicht mit, weil der Bürgermeister nicht sagen konnte, in welchem anderen Ort sie untergebracht werden sollten.

Die Flüchtlinge verließen Puchkirchen in der Regel nach kurzer Zeit wieder. Länger blieb die Familie **Schubert** aus Schlesien, ehe sie der Gemeinde schließlich aber doch den Rücken kehrte. Ein Sohn, Edi Schubert, war Knecht beim Seiringer/Klemer; die Familie hatte den Bombenangriff auf Attnang am 21. April 1945 miterlebt.

Auch die ebenfalls aus Schlesien stammende Familie **Krainz**, die ebenso in der Ortschaft Berg – bei Familie Stöckl – unterkam und danach nach Neukirchen übersiedelte, blieb nicht in unserer Gemeinde. Allerdings übersiedelte ein Sohn durch die Heirat, doch wieder nach Puchkirchen. Besonders bemüht, die Familie zu versorgen, war dabei Berta Stadlbauer.

Franz **Wirth**, aus Znaim in der Tschechoslowakei stammend, konnte nach Kriegsende nicht mehr in seine Heimat zurückkehren und kam über Steinbach am Attersee nach Puchkirchen, wo er zunächst

beim Oberen Wirt/Wiesinger unterkam. Er heiratete schließlich Maria Stix/Holzmann.

Genauso hatte sich auch Herr **Zimmermann** aus dem ehemaligen Jugoslawien (er war zunächst Knecht beim Wirt in Waltersdorf / Neukirchen a. d. Vöckla) mit seiner Frau in Puchkirchen niedergelassen.

Ein Beispiel für die Mehrheit der Flüchtlinge, die sich nur vorübergehend in Puchkirchen niederließen, ist die aus drei Familien bestehende **Großfamilie Zuber** aus Slawonien, im ehemaligen Jugoslawien gelegen, welche im Ort in verschiedenen Häusern unterkam: Hüttmayr/Pohn; Gröstlinger/Auböck, Stehrer/Stockinger, Pohn/Bachhauser, Muß, Junger, Schlager/Binder, Kimberger/Mairinger, Stehrer/Riesner. Besonders tragisch war, dass Maria Zuber, Mutter eines dreijährigen Kindes und Gattin von Anton Zuber, im Alter von 23 Jahren in Puchkirchen verstarb und hier begraben wurde. Die Familie Junger pflegte das Grab und übernahm es später. Der Witwer Anton Zuber heiratete schließlich Anna Tod, ebenfalls eine in Puchkirchen ansässige Flüchtlingsfrau.



Die Beziehungen zu den „Zubers“, die 1952 nach Brasilien ausgewandert sind, waren bzw. sind von besonderer Intensität: Nach einem Besuch in Puchkirchen, wo Johann Zuber (geb. 1943) mit den ehemaligen Schulkolleginnen Frieda Köttl und Aloisia Plainer sowie Altbürgermeister Gaisbauer u. a. zusammentraf, unternahmen Günther und Waltraud Kühberger im Jahr 2007 eine Reise zur Familie Johann Zubers nach Parana im Süden Brasiliens (siehe Foto). Sie konnten feststellen, wie groß der Zusammenhalt unter den donauschwäbischen Neuankömmlingen in Südamerika ist und wie sehr sie sich nach ihrem Flüchtlingsdasein, in dem sie vor dem Nichts standen, emporgearbeitet haben.

Ebenfalls länger bestand bzw. besteht die Verbindung der Flüchtlingsfamilie **Paul Koller** zur Familie Baldinger, bei der sie untergekommen war (Foto) und die sie vor einigen Jahren besuchte.



## Weitere Flüchtlinge bzw. Flüchtlingsfamilien in Puchkirchen (soweit bekannt):

Frau Tod (Schlager/Binder; Junger);  
Fam. Klein aus Siebenbürgen (Pohn/Schuster);  
Fam. Brochmann aus Schlesien (Stix/Holzmann; Hemetsberger/Plötzender);  
Frau Willer (?) mit Tochter Ursula (Stehrer/Stockinger; Waldhör/Schneider), nach Deutschland ausgewandert;  
Fam. Gorny aus Schlesien (Stix; 2 Söhne waren Knechte beim Oberen Wirt/Wiesinger; die Familie wanderte nach Nordamerika aus);  
Fam. Fuchs (Gröstlinger/Auböck);  
Fam. Motz aus Siebenbürgen (Kreutzer/Bäcker);  
Fam. Schuster aus Siebenbürgen (Kinast/Christoni);  
Fam. Merkl (Seiringer/Freinaigner);  
Otto Hudler aus dem Sudetenland (Kinast/Tofferl; Hudler kehrte gemeinsam mit Anton Kinast aus der Kriegsgefangenschaft zurück, und weil er nicht in die Tschechoslowakei zurück konnte, wurde er von der Familie Kinast aufgenommen. Er arbeitete im Bergwerk Ampflwang und blieb vier Jahre);  
Eine Mutter mit drei Kindern (Seiringer/Lipp);  
Fam. Voitl (9 Personen) aus Krumau in Böhmen; (Unterer Wirt; Pachinger / Fruminger);  
Fam. Luft aus Siebenbürgen (Kinast/Tofferl; Hüttmayr/Gaferl);  
Fam. Bruckner und Fam. Zehetner (Stix/Holzmann);  
Familie Renner (Hüttmayr/Pohn);  
Fam. Quader (Hüttmayr/Bauer – vorher fanden ungarische, dann schlesische Flüchtlinge hier eine Unterkunft)

### 6. 3 Wie Ludwig Gondor nach Puchkirchen kam

Ludwig Gondor ist ein Beispiel für einen Flüchtling, der nach Puchkirchen kam und hier eine neue Heimat fand. Dass der seit 1977 mit seiner Familie in Vöcklabruck ansässige ehemalige Finanzbeamte Gondor Puchkirchner wurde, kann man nur als Zufall bezeichnen. Er wurde 1929 in der serbischen Hauptstadt Belgrad geboren und wuchs im Banat (damaliges Jugoslawien, heutiges Serbien) auf, wo die Familie als „Volksdeutsche“ neben Serben, Rumänen und Ungarn lebte. Gegen die 1941 erfolgte Besetzung Jugoslawiens durch die Deutsche Wehrmacht kämpften die Tito-Partisanen, sodass Gondors Schule, die Lehrerbildungsanstalt in Werschetz (heute: Vršac) mit 1200 Schülerinnen und Schülern, schließlich im Oktober 1944 gerade noch evakuiert werden konnte. Er gelangte nach Znaim in Mähren (das heutige Znojmo in der Tschechischen Republik) und erhielt als nicht einmal 16-Jähriger eine vormilitärische Ausbildung. Dass er als HJ-Panzerknacker nicht in den Kampf ziehen musste, verdankt er seinem Vorgesetzten, der den Marschbefehl für die Jugendlichen nicht befolgte und ihnen so vielleicht das Leben

rettete. So gelangte er bei Kriegsende nach Passau und schließlich in das Entlassungslager nach Ried im Innkreis, wo man jedoch mit ihm als Staatenlosen nichts anzufangen wusste. Zufällig, natürlich ohne ihn zu kennen, war der ebenfalls im Lager anwesende Josef Muß, Gemeinde Neukirchen, bereit, ihm die Erlaubnis zu geben, dass er zu ihm nach Neukirchen kommen dürfe. Zu Fuß machte er sich tags darauf auf den Weg – das letzte Stück bis zu seinem Ziel legte er sogar in einem US-Jeep zurück. Dass er nach Puchkirchen gelangte, ist darauf zurückzuführen, dass Herr Muß der Bruder von Frau Waldhör war, wohin sich Gondor schließlich nach einer Woche begab.

Beim „Holzleiter“ sollte er von Juni 1945 bis Mai 1957 bleiben, wobei er nicht nur in der Landwirtschaft arbeitete (und mit Pferden besonders gut umgehen konnte), sondern auch die Matura nachholte und schließlich 8 ½ Jahre als Bergmann in der WTK tätig war. Sein Bruder war 1944 gefallen, von seinen Eltern wusste er lange Zeit nichts – die meisten, die in der Heimat zurückgeblieben waren, überlebten nicht. Erst 1948 erfuhr er, dass sein Vater, der Soldat gewesen war, in Wien gestrandet war, während seine Mutter erst 1952 nach Österreich

ausreisen durfte. (Die Wiedersehensfreude zwischen Sohn und Mutter – erinnert sich Frau Franziska Hüttmayr – war unbeschreiblich.) Als sich die Gelegenheit bot, seinen Vater in Wien zu suchen, wurde er ohne gültigen Ausweis auf der Ladefläche eines Lastwagens an der berüchtigten amerikanisch-sowjetischen Zonengrenze an der Enns erwischt und zur sowjetischen Kommandantur nach Urfahr gebracht. Nur mit viel Glück und einer gehörigen Portion Mut schlug er sich nach Wien durch, wo er endlich seinen Vater fand. Doch auch die Rückreise gestaltete sich abenteuerlich, denn nur mit Hilfe eines geliehenen, also falschen Ausweises gelangte er wieder zurück nach

Puchkirchen, wo einige schon vermutet hatten, er wäre nach Sibirien deportiert worden.

Ludwig Gondor ist den heutigen Puchkirchnerinnen und Puchkirchnern vor allem als Finanzbeamter bekannt – diese Anstellung erhielt er aber erst Ende 1958, nachdem er bereits Gertrud Kinast geheiratet hatte.

Besonders erwähnenswert ist der große Zusammenhalt der ehemaligen Schüler der Lehrerbildungsanstalt Werschetz, der sich in zahlreichen Treffen zeigte, zu welchen die Teilnehmer sogar aus Amerika und Australien anreisten.

Wir wünschen Herrn Gondor, dass er sich seine jugendliche Frische noch viele Jahre bewahrt, und danken ihm für das Gespräch.

(Der leider schon verstorbene **Johann Tober** gelangte ebenfalls auf eine besondere Weise nach Puchkirchen, da er ja nach Kriegsende in seine Mühlviertler Heimat, die zur sowjetischen Besatzungszone gehörte, nicht zurückkehren konnte. Er wurde Knecht beim Seiringler/Klemer).

#### 6. 4 Nachkriegszeit

1946 kamen zehn **Wiener Kinder** zu Puchkirchner Familien auf Erholung, darunter war die „Wiener Helga“ (später verehelichte Benesch) bei der Familie Riedl/Pohn, mit der der Kontakt noch länger weitergepflegt wurde.

1948 wurden zudem neun **Flüchtlingskinder** durch die Vermittlung der Caritas in der Pfarre untergebracht. 1953 lebten innerhalb der Gemeinde 63 Ausländer - das waren damals fast zehn (!) Prozent der gesamten Bevölkerung.

Der **Suchdienst des Internationalen Roten Kreuzes** mit dem Archiv im hessischen Bad

Arolsen (Deutschland) veröffentlichte eine Liste mit 29 Namen von 25 Flüchtlingen und 4 Zwangsarbeitern, die sich zumindest kurzzeitig in Puchkirchen aufgehalten haben sollen. Sie stammten aus der ehemaligen Sowjetunion und dem ehemaligen Jugoslawien sowie aus Ungarn und aus Niederösterreich. Einer davon, Peter Kowaluns, geboren 1873, ein Flüchtling aus Riga in Lettland (damals Sowjetunion), verstarb 1946 in Puchkirchen und wurde hier auf dem Friedhof bestattet. Der Großteil dieser Personen wanderte nach Australien bzw. Neuseeland und in die USA aus.

Nicht unerwähnt bleiben sollen auch zwei **Heiraten** mit Puchkirchnerinnen, welche sich ebenfalls als Folge des Krieges ergaben: Andrej Denesenko aus Weißrussland heiratete Elisabeth Krichbaum und wanderte mit ihr 1949 nach Argentinien aus. Herbert Gunther (US-Besatzungssoldat) ehelichte 1946 Karoline Kaiser/Stocker (1923 – 1994) und kehrte mit ihr 1947 in die USA zurück, wo sie sich in Kalifornien niederließen.

## **NACHBEMERKUNG**

Ich möchte mich bei allen bedanken, die bereit waren, Hinweise und Beiträge zu dieser kleinen Rückschau auf den Zweiten Weltkrieg zu liefern, und somit mitgeholfen haben, ein besonders schreckliches Kapitel auch der Puchkirchner Geschichte nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. Sie kann auch als Ergänzung zu der 1984 erschienenen „Festschrift zur Verleihung des Gemeindewappens und zur 200-Jahr-Feier der Pfarre“ verstanden werden, in welcher die Zeitspanne zwischen 1938 und 1945 sehr knapp behandelt wurde. Seitdem sind mehr als 30 Jahre vergangen – die „Waldheim-Affäre“ 1986 und andere Vorkommnisse liegen hinter uns -, wodurch die Scheu, sich mit diesem dunklen Abschnitt der österreichischen Vergangenheit zu befassen, endlich weitgehend verschwunden ist. Wie sehr die Ereignisse dieser Jahre jedoch immer noch nachwirken, zeigte sich in der übergroßen Vorsicht, mit welcher manche Aussagen getätigt wurden. Dabei ging es ja stets nur um Tatsachen – soweit sich die Befragten richtig erinnern haben -, nicht um Urteile, wobei leider gesagt werden muss, dass manche Parteifunktionäre von damals ihre Stellung missbrauchten, während sich andere Ortsbewohner mutig und vorbildlich verhielten. Keiner von uns heute, die wir die „Gnade der späten Geburt“ hatten, hat jedoch ein Recht, als Richter über unsere Vorfahren zu fungieren.

Besonders erfreulich war, dass aus allen Gesprächen die Überzeugung herauszuhören war, wie dankbar wir für Demokratie und Frieden sein sollten. Einigermmaßen fundiertes Wissen über diesen wohl schlimmsten Abschnitt unserer Geschichte scheint mir und auch den vielen von mir kontaktierten Gesprächspartnern wichtiger als die häufig gepflegte Event-„Kultur“. Dieser verbreitete, gerade in der Politik besonders beliebte Aktionismus in Form oberflächlichen Gedenkens, stets jedoch publikums- und medienwirksam inszeniert, dient wohl kaum dazu, dass tatsächlich Lehren aus der unheilvollen Vergangenheit gezogen werden können.

Zum Schluss sei darauf hingewiesen, dass für mögliche Irrtümer und Fehler der Verfasser die Verantwortung trägt, wenn auch die Informationen zum überwiegenden Teil auf den Erinnerungen von Zeitzeugen basieren. Ich bedanke mich im Voraus für diesbezügliche Richtigstellungen und Hinweise.

Ebenso – um falschen Gerüchten vorzubeugen – sei festgehalten, dass entgegen der ursprünglichen Absicht, diese Broschüre als Beilage zur Juliausgabe des Pfarrblattes zu veröffentlichen, sie völlig unabhängig von der Pfarre schon im Mai und ausschließlich auf Kosten des Verfassers erscheint.